BAYERISCHE BIBLIOTHEK

Begründet und herausgegeben von

KARL VON REINHARDSTOETTNER & KARL TRAUTMANN

4. BAND.

ARBEITERGESTALTEN

AUS DEN BAYERISCHEN ALPEN

Von

MAX HAUSHOFER.

ZEICHNUNGEN

von

OTTO E. LAU.

BAMBERG
Buchnersche Verlagsbuchhandlung
1890

DRUCK
VON KARL WALLAU IN MAINZ.

ZINKÄTZUNGEN
VON OSKAR CONSÉE IN MÜNCHEN.

HADERNPAPIER
AUS DER FABRIK VON HOFFMANN & ENGELMANN IN
NEUSTADT A. D. HAARDT.

ERSTES KAPITEL.

Natur und Arbeitssitte in den Bergen.



Wenn von Volkssitte die Rede ist, denkt jedermann meistens bloss an die Gebräuche bei Eheschliessungen und Begräbnissen; allenfalls noch an jene Bräuche, welche sich an die grossen Kirchenfeste knüpfen. Gern übersieht man jenen Teil der Volkssitte, der an das Arbeitsleben der Menschen sich anschliesst.

Im grunde aber ist er für Leben und Wohlfahrt des Volkes weit wichtiger.

Wie und was das Volk arbeiten soll, das wird ihm in jedem Landstrich geboten durch jene Zustände, in welche es von der Natur der Landschaft versetzt wird. Durch Klima, Bodengestaltung und Bodenfruchtbarkeit, durch die unterirdischen Schätze des Bodens, durch die vorhandenen natürlichen Verkehrsbedingungen. Diese Zustände und Verhältnisse sind äusserst mannigfach nüanciert und erhalten noch tausend weitere Schattierungen und Unterschiede durch geschichtliche Ereignisse früherer und späterer Zeit.

Was die Alpennatur dem Menschen an Stoff und Hilfsmitteln für seine Arbeit bietet, ist weder besonders fein, noch besonders mannigfach. Aber es sind schwere wuchtige Massen, die sie ihm als Arbeitsaufgaben hinstellt, Massen, deren Bewältigung mehr trotzigen Entschluss, als zähe Geduld erfordert.

Die Arbeit in den Alpen ist ein beständiger Kampf.

Sie ist ein Kampf wider das starre Gestein, das wohl in den Thälern von fruchtbarer Erde bedeckt ist, aber an den Berghängen nackter und nackter hervortritt, je höher man emporsteigt, bis es endlich die Pflanzenwelt nur mehr als spärlichen Schmuck erduldet. Und von den Höhen will es herabdrängen in die Thäler als stürzender Fels, als rollendes Geschiebe, als breiter Schuttkegel, als Kiesbett in Fluss und Bach.

Sie ist ein Kampf gegen die wilden Bergwasser, die nicht bloss murmelnd rieseln, sondern lieber toben und schäumen, Felsblöcke und gestürzte Waldbäume und losgerissenes Erdreich mit sich schwemmend. Jedes dieser Alpenwasser will Spielraum haben und sein schmales Felsbett verbreitern; es will auch arbeiten, freilich in seiner wilden Weise.

Und sie ist ein Kampf gegen den furchtbaren Winter, der mit seiner Schneelast alles erdrücken will, und der, nachdem er viele Monate hindurch die Thäler und Menschen in seinen weissen Mauern gefangen gehalten hat,

selbst im Entweichen noch seine zerstörenden Lawinen herabsendet, als wilden schrecklichen Gruss aus der Höhe.

Eine so geartete Arbeit aber giebt auch dem Menschen, der sich mit ihr befassen muss, eigene Züge. Schneidig macht sie ihn und kampflustig; und dabei doch nicht etwa zu bösartiger Gewalthat gegen seinen Mitmenschen geneigt. Denn der Mensch in den Alpen sieht seinen gröberen Feind immer in der rauhen Natur; und in seinem Mitmenschen erblickt er stets den Kampfgenossen, mit dem zusammen er gegen jenen stärkeren, herz- und vernunftlosen Feind zu streiten hat.

Wo die Natur schön ist, da arbeitet der gesunde und lebensfrohe Mensch lieber im Freien, als im geschlossenen Raum. Lieber erträgt er die Unbill des Wetters, Sturm und Regen, Frost und Sonnenglut, als dass er auf Waldesrauschen und Sonnengeflimmer verzichtet. Das ist eine Thatsache, die seit Jahrtausenden das ganze Wirtschaftsleben aller Bergländer beherrscht. Nirgends folgt die Bevölkerung diesem Drang nach dem Freien lieber, als in den bayerischen Alpenländern. Industrielle Thätigkeiten, die in geschlossenen Räumen vollbracht werden müssen, werden immer einem gewissen passiven Widerstande seitens dieser Bevölkerung begegnen. Und wir können dies nicht im mindesten beklagen. Die grosse Masse der Bevölkerung hat ein gesünderes und besseres Los bei der Rohproduktion, als bei der Industrie. Nur ein etwas kurzsichtiger Fortschrittsphilister wird es bedauern, dass die schäumende Kraft unserer schönen Waldbäche noch nicht in den Dienst von Spinnereien und Webereien gezwungen ist.

Der bayerische Alpenbewohner arbeitet gern und willig, wenn eine vernünftige Arbeit von ihm verlangt wird, und wenn er ihr ein erspriessliches Ende absieht. Er weiss genau, dass der Mensch nicht der Arbeitsprodukte wegen da ist, sondern die Arbeitsprodukte wegen des Menschen. Könnte er seine Kräfte nicht anstrengen, so thäte es ihm leid, sie von der Natur erhalten zu haben; er weiss, dass sie ihm zur Arbeit gegeben sind. Darum

wird man die grundsätzlichen Faulpelze, die Lazzaroninaturen in unseren Bergen geradezu mit der Laterne suchen müssen; es giebt Gemeinden genug, wo man ganz umsonst nach einem wirklichen Faulenzer fragen kann.

Aber eben weil er in einer schönen Natur lebt, lässt sich der Bergbewohner auch zu keiner Arbeit herbei, die ihm die Freude an der Natur und am Leben nähme. Er weiss, dass es Momente giebt, in welchen das Leben den Menschen freut auch ohne greifbare Güterverzehrung, und darum will er, dass ihm neben der Arbeit und dem Erwerb auch Zeit gelassen werde, sich in seiner schönen Landschaft seines Lebens zu freuen. Sein Fleiss ist nicht der Fleiss einer Ameise, sondern der Fleiss eines Waldvogels, welcher, wenn er einmal sein Nest gebaut hat, denkt, dass ihm der Wald schon auch Futter geben werde, und der nicht bloss einheimsen, sondern auch fliegen und singen mag. Darum scheint's wohl manchmal, als ob seine Laune auf seine Arbeit einen ziemlich starken Einfluss nähme. Selbst dem Fleissigen begegnet es zuweilen, dass ihn ganz unversehens die Blaumontagstimmung überkommt. Dann helfen weder Vernunftgründe noch Bitten der Arbeitgeber oder des besorgten Eheweibs: die Stimmung muss ausgenossen und verarbeitet werden, allem zum Trotz. Dann heisst's »Nothi is nit lusti«, und um diesen Grundsatz zu bekräftigen, wird frisch eingeschenkt. Aber man muss es den meisten, die unter solchen Stimmungen zu leiden haben, lassen, dass sie an den folgenden Tagen reichlich wieder hereinzubringen suchen, was sie an einem solchen blauen Montage, der übrigens auch auf einen Dienstag, Mittwoch oder sonstigen Werktag fallen kann, versäumt haben.

Wenn den Älpler aber seine Arbeit am besten freut, dann pfeift oder jodelt er dazu. Und das ist der schönste Beweis für ein nicht mit erdrückender Last überhäuftes Arbeitsleben, dass man in den Bergen so viele findet, die mitten unter der Arbeit pfeifen oder jodeln. Der Knecht, der mit seinen Ochsen und seinem Pfluge in thauiger Frühe auf den Acker hinauszieht, pfeift sein Lied,

und der Holzknecht singt das seine, wenn er mit der Axt auf der Schulter den Waldweg hinansteigt. Auf der Dreschtenne und um den Heuwagen her, auf welchem die duftige Last der Wiesen sich häuft, kann man oft genug launige Hin- und Widerrede vernehmen, der es nicht selten bloss am Reim fehlt, um als frohmütige Gelegenheitsdichtung zu erscheinen. Am hellsten freilich und am öftesten jauchzt bei seiner Arbeit das übermütige Sennervolk droben auf seinen Bergmatten.

Um die Arbeitsgeschicklichkeit des bayerischen Alpenbewohners zu beurteilen, muss man bedenken, dass sein eigentliches Werkzeug nicht der Pflug, sondern die Holzaxt ist. Das unter den Pflug genommene Land bildet ja nur einen kleinen Teil des landwirtschaftlich benützten Bodens, und letzterer wird im ganzen übertroffen durch die Ausdehnung der Waldlandschaft. So erklärt sich leicht die ganze Arbeitsgewohnheit und Arbeitsgeschicklichkeit der Bergbewohner, denen stets jene Arbeit am meisten zusagt, bei welcher ein wuchtiges Werkzeug mit starkem Arm geschwungen werden muss. Die schneidige Axt, der schwere Schmiedehammer, das ungefüge Ruder, aber auch die lustige Peitsche: das sind die Lieblingswerkzeuge in den Bergen — den Dreschflegel, hier Drischel genannt — nicht zu vergessen. Spaten und Pflug, die im Boden wühlen, die kreischende Säge und derlei Gezeug sind dem Arbeiter der Berge schon fremder.

Die Freude an dem, was kräftig dreinhaut, zieht sich durch alle Hantierung hindurch, im Walde wie in der Landwirtschaft, auf dem Wasser wie im Gestein, im Freien wie in der Werkstatt. Sie schafft eine Vorliebe für gewisse Berufsarten, eine bestimmte Richtung der Arbeitsgewohnheit. Der bayerische Bergbewohner zeigt eine gewisse rauhe Vielseitigkeit seiner Leistung, er hat die Findigkeit aller jener Arbeiter, die an den Grenzen wohlangebauter Landschaft in die Wildnis vordringen müssen, um derselben ihre bescheidenen aber schwerwichtigen Schätze abzuringen.

Im Zusammenhang damit steht eine gewisse Freude an den gefährlichen Arbeiten. Mit mächtigen Baumstämmen und meterdicken Steinblöcken sich zu balgen, gilt eher als lustiges Spiel, denn als Arbeit. Solche Arbeitsobjekte schaut unser Altbayer wie einen persönlichen Feind an, den man seine Meisterschaft fühlen lassen muss.

Einst sah ich an einem Seeufer einem Zimmermann zu, der beschäftigt war, ein eichenes Schiff von zwanzig Zentnern Eigengewicht aus dem Wasser auf das Ufer heraus zu heben. Das Fahrzeug sollte über eine reichlich zwei Fuss über dem Seespiegel gelegene Steinbastei heraufwandern, und der Zimmermann war allein, ohne Gehilfen. Er legte zwei lange Balken schräg auf die Bastei und unter das Schiff, befestigte ein Seil an demselben und liess das andere Ende des Seils über einen Wellbaum laufen, den er höher droben am Ufer angebracht hatte, und der mit Hebeln gedreht ward. Soweit schien alles gut vorbereitet; und als der Zimmermann die Welle in Bewegung setzte, rückte auch das Schiff langsam das Ufer hinauf. Als aber der dunkelbraune Bauch des Schiffes gerade über die Kante der Bastei gehen sollte, brach einer der darunter liegenden Balken, und der andere knickte nun auch zusammen. Nun war der Weg, welchen das Schiff nehmen sollte, um ein gut Stück steiler geworden; das Seil konnte die Last nicht mehr bewältigen und zerriss knallend. Ein eben so knallender Fluch des Zimmermanns war das Echo. Der Versuch, das Seil wieder zusammenzuknoten, führte nur zu einem abermaligen Zerreissen. Und nun begann der Mann mit dem Schiffe förmlich zu raufen. Erst zerbrach er seine Hebebäume unter dem mächtigen Rumpfe; dann aber sprang er bis an die Hüften ins Wasser und stemmte die Schulter unter den Stern des Schiffes. Mit übereinander gebissenen Zähnen und hochgeschwollenen Stirnadern schob und hob er das schwere Schiffsgebäude. Er wusste, dass ihn das Fahrzeug ohne Gnade zermalmt hätte, wenn es rückwärts geglitten wäre; aber er liess

nicht nach. Ich half dem Manne, so gut ich's vermochte; doch spürte ich deutlich, wie wenig meine Kraft bedeutete gegenüber seinen zornwütigen Anstrengungen. Schliesslich gelang's ihm auch wirklich, das Schiff auf den Strand hinauf zu bringen.

Ähnliche Beobachtungen kann man hierzuland überall machen, wo es sich um solche aussergewöhnliche Arbeitsaufgaben handelt: beim Fällen und Transport ungewöhnlich grosser Bäume und Felsstücke, beim Aufrichten von Gerüsten; bei Unfällen mit schwerem Fuhrwerk. Da setzen die Menschen tollkühn ihre Person ein, weit lieber als dass sie sich zu umständlicheren Vorbereitungen Zeit und Mühe nehmen.

Eine Arbeitsteilung giebt es wohl im Wirtschaftsgebiete der bayerischen Alpen; aber sie ist nicht so ausgebildet, dass sie etwa die Hauptberufsarten durch unüberbrückbare Klüfte scheiden könnte. Berufswechsel ist keine Unmöglichkeit. Der erwünschteste Berufswechsel ist freilich allemal der vom Besitzlosen zum Besitzenden, vom Kleinhäusler zum Bauern.

Wer ganz besitzlos in die Welt tritt, hat hierzulande die Wahl unter den verschiedenen Arten von Taglöhnerei — oder einem Handwerk, wenn sich jemand findet, der ihm das Lehrgeld bezahlt. Die Taglöhnerei ist hier nicht so schlimm, als man sich's wohl gewöhnlich bei dem übelklingenden Worte vorstellt. Am frühesten fängt mit der Erwerbsarbeit der Hüterbube an. Ist er so weit herangewachsen, dass er eine Axt oder einen Dreschflegel schwingen kann, so hört gemeiniglich das Viehhüten auf. Dann tritt eine vorläufige Entscheidung für ihn ein, die Entscheidung, ob er sich ständig als Bauernknecht verdingen, ob er sich der Holzarbeit im Walde oder der Taglöhnerei im Dorfe widmen will. Die letztere lässt ihn zwischen landwirtschaftlicher und anderer Arbeit abwechseln. Diese Berufsthätigkeit ist bloss eine provisorische, weil sie durch die Militärdienstzeit unterbrochen wird. Erst wenn der Mann vom Militär zurückkommt, dann muss auch der bisher Berufslose eine bestimmtere Ent-

scheidung treffen. Jetzt kann er sie auch treffen; er ist ja ein Gelegenheitsarbeiter, der eben das arbeitet, was sich ihm gerade bietet. Während seiner dreijährigen Abwesenheit hat sich im Dorfe manches verändert; er muss zuerst erfahren, wo sich Arbeitsgelegenheit bietet. Die sucht er vor allem im Wirtshause auf; dann etwa bei seinen früheren Arbeitgebern. Und nun wird er entweder wirklich Bauernknecht; oder er verdingt sich als Fuhrknecht beim Wirt oder Holzhändler; vielleicht geht er auch zur »Holzarbeit«, kurz irgendwohin, wo man ein paar kräftiger Fäuste und ein militärisch geschultes ländliches Durchschnittstalent brauchen kann. Zwei Dinge aber hat er schon bei der Auswahl dieser Thätigkeit im Auge: seinen Schatz und den möglichen Erwerb eines, wenn auch noch so bescheidenen Heimwesens. Das letztere ist das wichtigere; denn zu ihm findet sich dann das erstere von selbst. So unbedeutend auch die Kosten für das Anwesen eines Kleinhäuslers sind — tausend oder zweitausend Mark für ein Hüttchen und ein paar Grundstücke: eine schwere Summe ist's immerhin für den, der gar nichts hat. Aber man muss bedenken, dass diejenigen, die gar nichts haben, im bayerischen Gebirge Ausnahmsmenschen sind; oft wird man in einer Gemeinde von einigen hundert Seelen vielleicht zwei oder drei solcher gänzlich Besitzloser finden. Ein Vater- oder Muttergut von etlichen hundert Mark hat fast der Ärmste; und mit dem Vermögen seines Mädchens zusammen langt es meistens zum Erwerb eines eignen Heimwesens. Eingefleischte Hagestolze sind freilich auch nicht selten; die brauchen kein Heimwesen; sie finden ihre Wohnung entweder bei ihrem Arbeitgeber im Stall oder in der Knechtkammer, oder im elterlichen Anwesen, wo sie ihnen reserviert geblieben ist.

Die Berufswahl des Besitzenden ist zwar nicht viel reicher an Arbeitsgelegenheit, welche sie etwa bietet, aber jedenfalls angenehmer. Dass der älteste Sohn das elterliche Anwesen — sei es nun der Hof eines wirklichen Bauern oder das bescheidene Besitztum des Kleinhäuslers —

erhält, ist eine natürliche und selbstverständliche Sache. Wie aber und womit die Geschwister entschädigt werden sollen, ist meistens die heikelste Wirtschaftsfrage, die während der ganzen Wirtschaftsführung der Familie immer wieder an sie herantritt, so oft die wirtschaftenden Personen sich ändern. Aber wir wollen uns mit diesen Dingen nicht beschäftigen; sie sind ja nicht bloss in den bayerischen Alpen vorhanden, sondern in viel weiteren Gebieten.

Etwas höher will der Besitzende natürlich auch hinaus. Aber das geht nicht so weit, um eine merkliche Veränderung des Wirtschaftslebens herbeizuführen. Wer in unsren Bergen ein Anwesen besitzt, giebt dasselbe nicht so leicht auf — ausser um ein besseres in der Nachbarschaft zu erwerben. Dass einer seine Heimat verkaufte, um in die Stadt zu ziehen und sich nach besserem Erwerb umzuthun, kommt äusserst selten vor; noch seltener die Auswanderung über den Ozean. Davor empfindet unser Älpler geradezu ein Grausen. Man kann mitunter ein langes vielstrophiges Lied von »Amerika« singen hören; frägt man aber Leute, selbst solche, die in gedrückter Lage leben, ob sie nie daran gedacht hätten auszuwandern, so schütteln sie verständnislos das Haupt.

In rein landwirtschaftlichen Bezirken ist das Weib vollständig die Arbeitsgefährtin des Mannes. Nicht so in den Bergen. Da sind dem Weibe gewisse Arbeitsthätigkeiten verschlossen. Niemals wird man ein Weib bei der Holzarbeit im Walde finden, fast niemals auch bei schwerem Fuhrwerk auf der Landstrasse, in Steinbrüchen, auf Zimmerplätzen. Holzaxt und Steinpickel, Pflug und Schmiedehammer sind ausschliesslich Werkzeug des Mannes. In Heugabel, Sense und Dreschflegel teilen sich friedlich beide Geschlechter; der Melkkübel und, was dazu gehört, dann der Spinnrocken und vor allem die Pfanne auf dem Herde sind Sache des Weibes. Nur wo es gar keine Weiber giebt, muss freilich auch der Mann die Pfanne handhaben und zur Not die landesübliche Schmalzkost kochen können.

Bei dieser Arbeitsteilung stehen sich beide Geschlechter vortrefflich. Das sind gesunde und beneidenswerte Zustände. Das Weib ist dabei weder mit Arbeit überbürdet, noch zum Nichtsthun verurteilt. Und wo Weiber mit Männern zusammen arbeiten, wird man in unsren Bergen immer eine ritterliche Bevorzugung des Weibes beobachten können.

Wenn trotzdem die Frauen und Mädchen in den bayerischen Alpengegenden frühzeitig abgearbeitet und gealtert aussehen, so hat dies andre Gründe. Sie schonen sich eben nicht im mindesten. Die verheirateten Frauen namentlich geben gar nichts mehr auf ihre eigne Schönheit; wenn sie sich noch schmücken, geschieht es viel mehr, um ihren Wohlstand zu zeigen, als die Reize eines feinen und zarten Gesichtes. Es fällt ihnen gar nicht ein, schön sein zu wollen; bloss »sauber« möchten sie aussehen. Dazu kommt als weiterer Grund, dass das weibliche Geschlecht in den bayerischen Bergen überhaupt nicht schön geraten ist. Sie sind alle mehr stämmig, kurzhalsig und breit, als schlank und graziös. Und ihre Tracht ist — was man auch über sogenannte schöne alte Bauerntracht sagen mag — weit eher geeignet, das Plumpe, als das Feine und Graziöse hervortreten zu lassen. So kömmt's, dass die Weiber meistens um zehn Jahre älter aussehen, als sie wirklich sind. Glücklicherweise haben sie es nicht nötig, sich jünger zu machen; denn den Männern fehlt der Blick dafür, und die Weiber wissen, dass Treue gehalten wird, wenn auch die Schönheit dahin ist.

Die Arbeit des Alpenvolks hängt ganz wesentlich von der Leichtigkeit oder Schwierigkeit des Verkehrs ab. Den aber kann leicht die Energie oder der Scharfsinn eines einzelnen für lange Zeit in ganz andere Bahnen lenken. Um das einzusehen, braucht man nur die Wege und Stege in den Alpenländern zu betrachten. Wie oft hangen vielstündige Umwege nicht davon ab, ob man für eine Wegrichtung eine Brücke über einen Bergbach benutzen kann oder nicht! Wild toben die Achen durch

die Thäler heraus; wer an einem Ufer sich befindet und ans andere hinüber will, dem bleibt nichts übrig, als stromab oder stromauf zur nächsten Brücke zu wandern. Ein einziger thatkräftiger Mann, der es unternahm, einen sommerlangen Tag mit seinen Knechten zu arbeiten, um ein paar Baumstämme zu fällen, sie über den Waldstrom zu legen und ein schwankendes Geländer daneben anzubringen, konnte dadurch ein ganzes Thal dem Verkehr erschliessen, konnte bewirken, dass eine ganze Landschaft um Jahrhunderte früher die Heimat von Generationen ward, als die Nachbarthäler, die vielleicht bloss wegen eines mangelnden Steigs, wegen eines unüberbrückten Stromes noch lange Zeit öde Wildnis blieben. Und nicht bloss die erste Anlage, auch spätere Verbesserungen eines Verkehrsweges spielen solch eine wichtige Rolle. Oft ist's eine einzige kurze Wegstelle, welche verursachte, dass ein Alpenweg nicht befahren, sondern bloss von Fussgängern oder Saumtieren beschritten werden konnte. Wer da eine Sprengung, eine Erweiterung vornahm, konnte die Kultur ganzer Dorfschaften um Jahrhunderte beschleunigen.

Wo die Wege schlecht und die Transportfahrzeuge unzulänglich sind, muss ein um so grösserer Aufwand an Transportarbeit gemacht werden. Das findet man überall in den Bergen, auch bei uns. Der Postbote im Gebirge muss oft stundenweite Wege wandern wegen eines einzigen Briefes. Auf schlechtem Bergsträsslein begegnet man einem riesigen Ross vor einem kleinwinzigen zweiräderigen Karren. Kaum scheint einem das Fässlein, welches auf dem Karren liegt, der Mühe wert, dass überhaupt eingespannt wird; aber da die Last für einen Menschen zu schwer ist und doch transportiert werden soll, muss das Ross seine Kraft an dem Fässchen vergeuden; und der baumlange Kerl ebenfalls, der mit der Peitsche nebenher schlendert. Anderwärts treffen wir eine Sennerin, die wegen ein paar Käsen einen steilen und gefahrvollen Weg von vielen Stunden zurücklegt; oder einen Hüterbuben, der im Auftrag einer gütigen Herrin eine Tagereise

weit über Klippen und Schneefelder springt, um schliesslich die inhaltschwere Meldung herauszustammeln: »'s Miedei lasst sagen, 's wär' halt nix!« So finden wir eine Verschwendung von Arbeitskräften im Transportdienst. Sie ist ein ungemein bezeichnendes Merkmal für das Arbeitsleben unsrer Berge. Ein gewissenhafter Volkswirt mag darob die Hände über dem Kopf zusammenschlagen; aber wir finden diese Vergeudung nicht so schlimm. Sie ist wohl eine Vergeudung von Arbeitskraft; aber sie ist keine Vergeudung von Lebensglück und Freiheit; und jener Hüterbube, der sechs Stunden lang über das steinerne Meer lief (von der Kaltenbrunner Alpe über das Diessbacheck bis zum Jägerhaus am Funtensee), um auszurichten »es wär' halt nix« —: er hat freilich nicht so viel verdient, als wenn er in einer Baumwollspinnerei an der Maschine gestanden hätte; er hat vielleicht bloss eine Pfeife Tabak und ein Butterbrot verdient; aber er hat dafür Gemsen und Murmeltiere belauscht; er durfte seinen schwarzbraunen Kopf auf ein Moospolster legen, das mit Edelweisssternen geschmückt war; in sein Auge glänzten von fernher die Schneefelder der Tauernkette; und er war frei, frei wie kein König ist! Alle unsre modernen Volkswirtschaftstheorien, alle unsre technischen Fortschritte — können sie dem gehetzten und gequälten Menschen des neunzehnten Jahrhunderts nur einen Schimmer dieser unvergleichlichen Freiheit schenken? Das arme Kind der modernen Grossindustrie, das mit seinem fünfzehnten Jahre die kahlen Säle der Fabrik betritt, um als lebensmüder Greis der Invalidenversicherung in die kargen Arme zu sinken — hat es während einer sechzigjährigen Arbeitszeit einen einzigen Tag solchen Glücks, wie jener Hüterbube?

Lassen wir ruhig unserm Bergvolk seine schlechten Wege und die Kraftverschwendung, die damit zusammenhängt. Die Schattenseiten der Unkultur haben doch auch ihren Sonnenschein; und man weiss keineswegs immer, ob die Gasflämmchen und die elektrischen Lichter der Zivilisation jenen Sonnenschein überstrahlen.



ZWEITES KAPITEL.

Der Holzknecht.

Wandre mit mir den prächtigen Waldsteig entlang, der von Ramsau nach dem Hintersee führt. Wild schäumt der Berg-

bach neben uns. Sein Wasser, sonst krystallhell um weisse und moosgrüne Felsblöcke plätschernd, ist heute trüb, grau und hochgeschwollen; mit donnerähnlichem Rauschen wälzt es tausende und aber tausende von braunen Holzblöcken daher. Einzelne dieser Holzblöcke sind dick wie Eimerfässer, andere schmächtiger; rund und braun sind sie alle, soweit ihnen nicht die stürmische Thalfahrt schon ihr Rindengewand in Fetzen abgerissen hat. Man möchte jedem dieser Holzblöcke nachschauen, wie er seine Reise vollbringt, wie das wilde Wasser ihn dreht und wirft, ihn ab und zu zwischen ein paar Felszacken klemmt, um ihn nach einigen Minuten wieder loszureissen und weiterzuwirbeln. Namentlich dort wird das Ding interessant, wo der Waldstrom zwischen mehr als mannshohen Felsblöcken sich durchdrängt und über sie herabstürzt, um dann unheimliche wirbelnde Trichter zu bilden, in welche die Hölzer hinabgezogen werden. Man glaubt, sie kämen nimmer zum Vorschein — plötzlich schnellen sie sich wie Fische wieder empor und schiessen dahin, thalabwärts.

Und nun kommen uns auch zwei Männer entgegen, denen die schwere und nicht ganz gefahrlose Arbeit zu teil geworden, die Thalfahrt dieser Hölzer zu leiten. Holzknechte heissen diese Leute in den bayerischen Bergen. Hochgewachsene kraftvolle Gestalten sind's mit wetterbraunen trotzigen Gesichtern. Sie tragen einen grünen Spitzhut mit einer Feder darauf, Joppe, kurze Lederbeinkleider, Strümpfe und schwere eisenbeschlagene Schuhe. Als besonders auszeichnend und malerisch an ihrer Tracht aber erscheint ein breiter dunkler Lederkragen. In dieser vollen Tracht, zu welcher auch noch der Rucksack und die Axt über der Schulter gehört, erscheinen sie aber nur, wenn sie zur Arbeit ausziehen. Jetzt, wo wir sie mitten in der Hantierung sehen, ist Joppe, Kragen, Rucksack und Axt zurückgeblieben; dafür ist jeder mit dem G r i e s b e i l, einem langstieligen Hacken, bewehrt, der ihm Bergstock und Werkzeug zugleich ist.

Die Aufgabe dieser Männer und ihrer nach ihnen kommenden Kameraden ist es, den Waldbach herab das

getriftete Holz zu begleiten und jeden Block, der sich etwa zwischen Felsen festklemmt oder ans Ufer herausgeworfen ward, wieder in die nasse Bahn zurück zu stossen. Nicht selten kommt es dabei vor, dass Dutzende von Blöcken durch die schäumenden Wasser auf einen Haufen getürmt werden, der dann mitten im Wildbach liegt, ein bedenkliches Hindernis für die nachkommenden. Da gilt es dann oft genug, bis an die Knie oder wohl auch bis an die Brust im eiskalten Wasser zu stehen und in wilder Hast an dem Trümmerhaufen zu stossen und zu ziehen, bis er zerfällt und unwillig seinen rauschenden Weg fortsetzt. Bewunderungswürdig ist es, mit welcher Geschicklichkeit die Holzknechte auf die nassen flutüberströmten Steine springen, um von da aus die Hölzer weiterzustossen, wie sie auf schwankenden Holzinseln Fuss fassen, diese Inseln unter sich zertrümmern und sich dann aus den Trümmern wieder ans Ufer schwingen, um weiter flussabwärts dasselbe mühsame Werk von neuem zu beginnen.

Kaum sind uns die Männer aus den Augen, so begegnet uns wieder und wieder einer. Ein kurzer Gruss ist alles, was sie zu versenden haben; ihre Arbeit scheint sie mit seltsamer Leidenschaft zu erfüllen.

Nach halbstündiger Wanderung kommen wir an einen Platz, wo ein steiler Waldhang unmittelbar nach der Ache zu abfällt. Bis hoch hinauf zeigt er nichts, als eine mächtige Halde von Holzblöcken. Und diese Halde ist in rollender, springender Bewegung. An den Seiten dieser in den Wald geschlagenen Lücke arbeiten die Holzknechte; unten im Bache umrauscht das Wasser einen riesigen Holzberg, beständig einzelne der Blöcke thalab reissend, während von droben herab immer neuer Vorrat nachrollt. Der ganze Berg ist mit Rinden und Spänen bedeckt. Ein ganzes Stück Wald ist's, das da mit einem Male herabgewälzt wird. Zwei im Dienste ergraute Männer begleiten von oben her den Holzsturz. Mit ihren Griesbeilen reissen sie jeden der etwa liegen gebliebenen Holzblöcke in die Bahn, bis er kollernd

und polternd sich wieder in Bewegung setzt und mit wütenden Sprüngen herunter jagt, um endlich kopfüber entweder in die Ache zu stürzen, dass das Wasser hochauf zischt, oder auf der Holzinsel liegen zu bleiben, eingeklemmt zwischen hunderten von Kameraden. Und während diese hölzernen Geschosse aus der Höhe herab sausen, arbeiten die kühnen Männer am Ufer des Waldbachs daran, die Holzinsel zu zertrümmern. Stück für Stück reissen sie los und stossen es in die Wellen hinaus.

Stundenlang kann man ihnen zuschauen, ohne müde zu werden. Endlich wirbeln die letzten Trümmer des Holzberges in der Ache von dannen; hinter ihnen drein wandern die letzten der Holzknechte, um jeden Klotz, der etwa von der vorgeschriebenen Marschroute abspringen wollte, in das Fahrwasser zurück zu treiben. Nach ein paar Stunden wird die ganze ungeheure Holzmasse vor dem Rechen zu Berchtesgaden aufgestapelt sein. So schnell muss die ganze Arbeit geschehen sein; denn die Ache hat ja für gewöhnlich nicht so viel Wasser, um derartige Holzmassen triften zu können; das ist nur möglich, indem man das Wasser höher droben aufgestaut hat und plötzlich schiessen lässt.

Das ist ein Stück aus der Arbeit der Holzknechte. Diese Arbeit ist mannigfach genug.

In so ausgedehnten Waldungen, wie sie sich in unseren bayerischen Bergen finden, kann ein ansehnlicher Teil der arbeitsfähigen Männer jahraus jahrein volle Thätigkeit bei der Waldarbeit finden. Da ist auch die Waldarbeit die bevorzugte Thätigkeit. Die fleissigsten und tüchtigsten der Holzknechte sucht die Forstverwaltung möglichst ununterbrochen zu beschäftigen, um sich so einen Stamm der kundigsten, gewandtesten Arbeiter zu erhalten. Der richtige Holzknecht wächst schon von kleinauf in den Beruf hinein, indem er als Bube schon seinem Vater oder seinen Brüdern, die auch Holzknechte sind, Brot, Schmalz und Mehl in den Bergwald hinaufträgt, und dort zuerst mit dem Ausästen und Putzen der

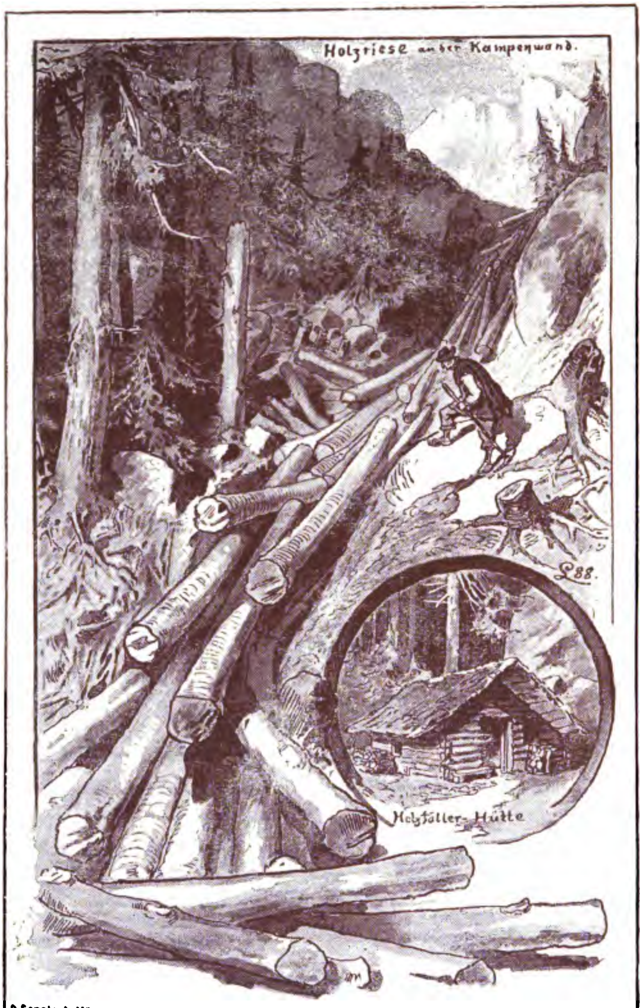
gefällten Stämme, später dann mit den schwereren und gefahrvolleren Arbeiten vertraut wird.

Wie die Arbeit des Holzknechts eine mannigfache ist, so auch sein Arbeitsgerät. Das wichtigste Stück davon ist freilich die Axt, wieder verschieden, je nachdem sie zum Fällen der Bäume, zum Asthacken oder zum Spalten dienen soll. Daneben muss der Holzknecht aber auch das Beil, das Faschinenmesser und Putzmesser, die zweimännige Säge, die verschiedenen zum Stockroden dienenden Vorrichtungen handhaben können; und zum Holztransporte bedient er sich wieder anderer Werkzeuge. In dieser Mannigfaltigkeit der Hantierungen und Werkzeuge liegt schon unzweifelhaft ein gewisser Reiz der ganzen Thätigkeit. Ein weit grösserer Reiz liegt freilich in der Pracht und Grösse des Bergwalds, der die Arbeitsstätte und die eigentliche Heimat des Holzknechtes ist. Dabei ist die Arbeit meistens eine kameradschaftliche; Mühsal und Gefahr, Mahlzeit und Rast werden mit treuen Genossen geteilt.

Die Arbeit des Holzknechts beginnt mit dem Niederschlagen der Stämme. Hochstämmige Fichten sind es, die den grössten Teil des schlagbaren Holzes in den bayerischen Bergwäldern ausmachen. An einem abzuholzenden Schlage ist immer eine grössere oder kleinere Rotte von Arbeitern beteiligt, der vom Forstamt aus ihre Arbeitsstätte für die nächste Zeit zugewiesen ist. Frühmorgens beginnen die Männer ihre Arbeit. Dann hallt mit hellem Klange der Schlag der Äxte durch den schweigenden Wald. Gleichmässig geht es fort, Schlag auf Schlag, bis auf einmal ein Knirschen und Krachen fernhin verkündet, dass wieder einer von jenen Baumriesen gefallen ist, die so lange ihre Wurzeln in das braune Erdreich und um die weissgrauen Kalkfelsen schlangen. Es ist ein kühnes und starkes Stück Arbeit, einen solchen Baumriesen niederzuwerfen; denn er darf nicht dorthin fallen, wohin er zu fallen Lust hat; sondern er muss dorthin geworfen werden, wo man ihn haben will, wo er am wenigsten anderes Holz schädigt, wo er selber beim

Sturze am wenigsten Schaden leidet, und wo er für die Zwecke des Abbringens am bequemsten liegt.

Wenn die Bäume auf dem Boden liegen, aus welchem sie einst stolz und grün himmelan strebten, dann beginnt jener Teil der Arbeit, der die Stämme nach den wirtschaftlichen Zwecken, welchen sie dienen sollen, behandelt. Sie werden abgeästet und dann nach der Entscheidung der Forstbehörde entweder zu langem Bauholze, zu Sägeklötzen und sonstigen Werkhölzern oder zu Brandholz verarbeitet. Das ist eine minder lustige Arbeit, namentlich wenn es an die Zerkleinerung der Wurzelstöcke geht. Hernach gilt es noch, die gewonnenen Hölzer, die ja nunmehr im Holzschlag durcheinander liegen, zusammenzubringen, sie innerhalb der entwaldeten Fläche, am Rande derselben oder an einem nahegelegenen Orte, dem Ganterplatz, aufzustapeln. Das besorgen auch wieder die Holzknechte mit sehr einfachen Mitteln und Werkzeugen. Je nach ihrer Grösse, Form und Lage, nach der Gestaltung des Bodens und der Länge des Weges werden die Hölzer an ihren bestimmten Platz entweder getragen, gefahren, auf dem Boden geschleift, geschlittelt, gewälzt und gefällert; oder man lässt sie abschiessen; über steile Felswände werden sie abgestürzt oder abgeseilt. Obschon die Art und Weise dieses Zusammenbringens von Forstbeamten vorgeschrieben wird, bleibt doch noch Spielraum genug für die Erfindung der Holzknechte in der Ausführung dieser Aufgabe. In den Bergen, wo ja der Wald fast immer auf einer mehr oder weniger steil abfallenden Fläche steht und das Holz nach einem tiefer gelegenen Ganterplatze zusammengebracht werden muss, dient ihm sein eigenes Gewicht vielfach als bewegende Kraft, die allerdings durch die arbeitende Hand des Menschen gelenkt werden muss. Die schwierigste und gefahrvollste, aber auch interessanteste Arbeit ergiebt sich beim Zusammenbringen von Langhölzern und schweren Sägbäumen. Da mag auch der einfache Holzknecht einen wirklichen technichen Scharfblick entwickeln. Mit einem Ruck seiner Axt lupft er das thalwärts gekehrte



Holzriese an der Kampenwand.
Holzfäller-Hütte
O. Consée ch. München

Stockende eines Stammes, der auf stark geneigter Fläche liegt — und der Stamm schiesst hinunter in die Tiefe, bis er auf irgend ein Hindernis trifft. Manchmal treffen mehrere Stämme in einem flachen Graben zusammen; rasch benützen die Holzknechte das, um aus etlichen Stämmen eine Art Gleitbahn zu bilden, über die man die höher gelegenen Stämme abschiessen lässt. »Loiten« heisst man solche Gleitbahnen; dieselben verlängern sich von selbst nach unten, indem die abschiessenden Stämme nur bis ans untere Ende der Loite rutschen und dort wieder für ihre Nachfolger neue Gleitbahn bilden. Ist der Boden aber gefroren und ein wenig mit Schnee bedeckt, so braucht es gar keiner solcher Loiten; dann schiessen die Hölzer ohnedies bereitwillig abwärts. Brandholz wird häufig »gefällert«, indem man die einzelnen Trümmer mittels der Krempe in Bewegung setzt und es dann ihrer Laune überlässt, in wilderen oder zahmeren Sprüngen, oft in den tollsten Purzelbäumen, den Abhang hinabzusetzen. Am prächtigsten und grossartigsten aber ist der »Holzsturz«, wobei die mächtigsten Sägbäume über hohe Felswände herab geworfen werden. Unvergesslich bleibt dieses Schauspiel jedem, der einst am Königsee mit angesehen hat, wie über die Schrofen die Stämme herabsausen, um in einem Sprunge von mehr als tausend Fuss in den See zu stürzen und dann vom Gegendrucke der hochaufklatschenden Flut wieder bis über den Seespiegel heraus geworfen zu werden.

Den letzten Teil der Holzknechtsarbeit bildet der Holztransport bis dahin, wo die ordentlichen Verkehrsmittel, Strassenfuhrwerk und Eisenbahn, das Holz übernehmen.

In neuerer Zeit hat mit der Verbesserung der Waldwege der Schlittentransport durch Pferde immer mehr das Übergewicht über die anderen Transportarten gewonnen. Aber trotzdem findet man auch in unseren Wäldern noch oft genug die Holzbeförderung auf Riesen, durch Trift und Flösserei.

H o l z r i e s e n sieht der städtische Bergwanderer nicht leicht in Thätigkeit, weil die Arbeit an ihnen fast

nur im Winter und Frühjahr geschieht. Diese Riesen sind stets geneigte Rinnen, entweder aus Holz, oder in die Erde begraben. Die im Herbst und Winter aufgehäuften Holzmassen lässt man durch die Riesen entweder trocken oder nass, oder bei Schnee und Eis abschiessen. Haben die Holzknechte eine grössere Quantität Holz abgeschossen, um zum Holzschlage zurückzukehren und eine neue Ladung zu holen, so steigt einer von ihnen, die Füsse mit Steigeisen bewehrt, in der Riese abwärts, um dieselbe wieder von den etwa liegen gebliebenen Rinden und Holzspänen zu säubern. Sind seine Kameraden inzwischen mit neuer Last zurück, so wird er, da er von oben nicht immer gesehen werden kann, durch den Zuruf »Fluig ab« aufgefordert, die Bahn zu verlassen. Er verlässt die Riese, antwortet mit weitschallender Stimme »Reit ab«, — und nun sausen die Hölzer wieder herunter.

Ausgeworfen werden die Hölzer entweder in ein Triftwasser, oder an einen Stapelplatz neben einem Waldwege. In letzterem Fall sind am Auswurfsplatz einige Holzknechte damit beschäftigt, die ausgeworfenen Hölzer schnell bei Seite zu schaffen. Das ist eines der gefahrvollsten Geschäfte dieser Männer. Mit ihren Hacken bewehrt, müssen sie die Langhölzer und Sägbäume, die als todbringende Geschosse in der Riese herabsausen, sofort erfassen und zur Seite rollen, ehe die folgenden ankommen.

Noch eigenartiger als bei den Holzriesen ist die Arbeit bei der Holztrift. Hier giebt's einen Kampf mit dem Wasser, mit dem Gestein und mit dem Holze zugleich. Die wilden Bergbäche unserer Alpen werden fast überall als Triftwege benützt. Auf stundenlange Strecken sieht man es ihnen oft nicht an, dass sie irgend einem wirtschaftlichen Zwecke dienen können und müssen. Dann aber, wenn man auf dem schmalen, oft kaum bemerkbaren Triftsteig entlang wandert, der sich am Wildbache hinzieht, gelangt man plötzlich an eine Klause. So heisst man die Bauten, welche aufgeführt sind, um

die Triftbäche künstlich aufstauen und hernach durch Öffnen der Klause auf einmal grössere Wassermengen benützen zu können, als der Triftbach für gewöhnlich enthält. Mitten in den einsamsten Hochthälern findet man mitunter diese Klausen, in schweigender Waldeinsamkeit die einzigen Spuren menschlichen Wirkens.

Die Arbeit der Holzknechte beim Triften beginnt damit, dass die Hölzer — es sind entweder Sägbäume oder Brandholz —, welche vorher auf Waldwegen oder in Riesen herabgebracht wurden, in den Triftbach eingeworfen werden, nachdem man die Klause durch ein oder mehrere hölzerne Thore geschlossen hat. Die Aufschichtung muss locker sein, damit das thalwärts schiessende Wasser die Holzmassen leicht erfassen und loslösen kann. Je nach der Beschaffenheit des Flussbettes wird das Holz auch erst nach dem Öffnen der Klause eingeworfen. Sobald die Klausenthore geöffnet werden, schiesst das aufgestaute Wasser zornig und schäumend herab und reisst die Holzmassen, die es in seinem Bette vorfindet oder die ihm eingeworfen werden, mit sich fort. Da giebt es nun mancherlei schwere aufregende und gefahrvolle Arbeit. Wo grössere Massen von Sägbäumen aufgestapelt liegen, um beim Beginn der Trift in den Triftbach geworfen zu werden, wurden sie vorher so aufgespeichert, dass sie durch einen oder ein paar Männer leicht losgelöst werden können. Ein paar Axtschläge — und die Bäume, welche den ganzen Haufen festhalten, lösen sich aus ihrer Stellung, der riesige Holzhaufen aber gerät in schwankende Bewegung und kollert mit furchtbarem Gepolter in den Wildbach hinab, während der kecke Gesell, der den hölzernen Riegel gelöst hat, schauen darf, dass er sich mit einem Seitensprung rettet. Eine Viertelsekunde zu spät — und er würde erdrückt und zermalmt zwischen den Stämmen im Triftbache hinabgerissen. Aber auch noch andere Gefahren dräuen den kühnen Waldmenschen. Mitunter verengt sich die Schlucht, durch welche der Triftbach braust, zur finsteren Klamme, die zu beiden Seiten von turmhohen, senkrechten, oft über-



hängenden Wänden eingeschlossen ist. Drunten in der Tiefe gurgeln die Wasser; gespenstige Lichter nur fallen von oben in den Schlund. Wenn da drunten das Triftholz sich aufstaut, muss einer der Holzknechte an einem Seile hangend hinabgelassen werden; er muss auf dem finsteren flutumrauschten Holzberge selbst Fuss fassen und mit dem Griesbeil die schweren Hölzer auseinanderreissen, bis sie wieder schwimmend werden; in dem Augenblicke aber, in welchem die Holzmasse unter seinen Füssen in Bewegung gerät, muss er auch wieder emporgezogen werden, sonst ist er verloren. – Wo dagegen in grösseren Alpenströmen getriftet wird, sammeln sich mitunter Haufen von Sägbäumen an Sandbänken an; auch da erfordert es ein furchtloses Herz, auf den nassen, unsicheren

Stämmen Stand zu fassen, um sie mit dem Griesbeile wieder ins fliessende Wasser zurück zu stossen oder zu zerren.

So ist die Arbeit des Holzknechtes reich an Mühsal urd Gefahr. Aber Mühsal und Gefahr prallen ab an den stählernen Herzen dieser Menschen und an ihrer eisernen Gesundheit.

Wenn sich jemand die Mühe nehmen wollte, die kleinen Gedenktafeln, die »Marterln«, zu zählen, welche zur Erinnerung an Holzknechte dienen, die bei ihrem Berufe verunglückten: er könnte eine lange, lange Liste aufbringen. Und mancher arme Teufel hat gar kein Marterl erhalten; seine Kameraden gruben den Zerschmetterten unter dem mörderischen Holzberge hervor, oder sie fischten ihn mit den Griesbeilen aus der tobenden Ache; hernach begruben sie ihn schweigsam in dem kleinen Friedhofe, auf dessen Gräber die steinernen Gestalten der Berge herunterschauen.

Und dann gehen sie wieder an ihre Arbeit, kühn und unverdrossen wie zuvor. Nur das Jauchzen, mit welchen sie hoch droben im sonnigen Bergwalde sich zurufen: das klingt ein paar Tage lang nicht so hell und bergfrisch wie sonst.

DRITTES KAPITEL.

Der Jäger.



Zerrissene Nebelfetzen jagen um uns her, zu unseren Füssen wogt ein weisses Nebelmeer, über unseren Häuptern zeigen sich, bald grell vom Morgensonnenlichte bestrahlt, bald wieder schattenhaft aus Wolkenschleiern

geisternd, zackige Felswände. In unserem Rücken aber, jenseits einer unergründlichen Tiefe, schimmert ab und zu ein weisses; unheimliches Schneefeld.

Verloren ist jeder Pfad. Frühmorgens stiegen wir herauf aus dem österreichischen Blühnbachthal, um uns den Steig zu suchen, der über das Blühnbachthörl in bayerisches Gebiet führt. Aber wie eine Riesenwoge kam uns der Nebel nach; er hüllte uns in weisse Nacht, und im Nu war die Richtung verloren. Stundenlang ging's empor über steile Geröllfelder, durch Krummholz und an jäh abschiessenden Wänden entlang.

Endlich hangen wir zwischen dem Geschröff an einer Stelle, wo kein Weiterkommen möglich scheint. Wir wissen nur, dass wir irgendwo zwischen den Teufelshörnern und dem steinernen Meere stecken. Das sagt uns die blitzende Fläche der »Vergossenen Alpe«, die hinter uns durch die Nebel schimmert.

Ratlos stehen wir da. In diesem Augenblicke schallt von droben her ein kurzer Ruf. Haushoch über uns sehen wir eine nebelumflossene Gestalt. Nur flüchtig ist sie sichtbar; dann verschwindet sie wieder hinter wallenden Schleiern. Aber als Wegweiser hat sie doch gedient. Wir finden einen schmalen, kaminartigen Riss in der Wand, klettern mit Händen und Füssen empor und erreichen keuchend ein schmales Rasenband. Ein Jäger mit seinem Hund und seinem Gewehre steht vor uns. Sein scharfes Auge hat uns längst gesehen, viel länger noch hatte er uns gehört. Als zum ersten Male der Lärm eines polternden Steinblocks, der unter unserem Fusse sich loslöste, an sein lauschendes Ohr gedrungen war, hatte er den Hahn seiner Büchse gespannt in der Erwartung, einem Wilderer zu begegnen. Jetzt hängt die todbringende Waffe wieder ruhig über seiner Schulter, auf seinem Gesichte liegt ein gutmütig-spöttisches Lächeln, wie er die Anstrengungen beobachtet, mit welchen wir zu ihm hinaufklettern.

Es ist ein Jagdgehilfe aus St. Bartholomä; ein schlanker, mittelgrosser Mann, mit dunkel gebräuntem

Gesicht und funkelnden Augen. In malerischen Falten hängt der braune Wettermantel um ihn; zwischen den kurzen Lederhosen und den Wadenstrümpfen sind die sehnigen Knie sichtbar; die Nägel an seinen Bergschuhen scheinen allen Felsen der Welt trotzen zu wollen. Sein Hund, eine Art langbeiniger, gelber Dachshund, schaut mit klugen Blicken bald seinen Herrn, bald uns an.

Der Jäger mit seinem Hund — so kann man ihn oft finden in den entlegensten Wildnissen der Berge, droben, wo das letzte spärliche Gras als Äsung für die Gemsen wächst, wo der ewige Schnee anfängt.

In einer Landschaft, wo es gelungen ist, so ausgedehnte Waldungen zu erhalten, wie in den bayerischen Alpen, konnte auch ein ansehnlicher Wildstand erhalten werden. Dieser Wildstand bedarf aber eines beständigen Schutzes gegen die Angriffe der Wilderer. Nirgends in der Welt liegt die leidenschaftliche Liebe zur Jagd tiefer im Wesen der Bevölkerung, als in den bayerischen Alpen — eine deutliche Erinnerung an längst versunkene Zustände, in welchen durch unermesslich lange Zeiträume die freie, wilde Jagd in eigentumsloser Waldwildnis ausschliessliche Volksbeschäftigung gewesen sein mag. Aus diesen Zuständen heraus erwuchs ein unlösbarer Konflikt zwischen »Jagern« und Wilderern, ein Konflikt, der oft genug zu blutigen Zusammenstössen führt.

Schon am Eingange dieser kleinen Schrift war die Rede davon, dass das Leben des Älplers ein beständiger Kampf ist. Kein kleinlicher Kampf ums Dasein, wie in den Städten, wo sein Preis der Erwerb des täglichen Brotes und ein mehr oder weniger würdiger Luxus ist, sondern ein Kampf gegen rauhere Mächte, in welchem es sich oft genug um Sein oder Nichtsein handelt. Und dieser Kampf spitzt sich vor allem im Jägerleben zu. Der Jäger betritt von vornherein bewaffnet mit scharfer Wehr den Schauplatz seiner Berufsthätigkeit. Dass er aber seine Waffe trägt und tragen muss, wird weit weniger veranlasst durch die Absicht, selbst ein Stück Wild zu erlegen, als durch die Möglichkeit, einem Feinde zu

begegnen, der gleichfalls mit seiner Waffe durch die Wälder schleicht.

Das ganze Forstpersonal zerfällt in Bayern — wie überall, wo eine geregelte Forstwirtschaft besteht — in die höher gebildeten Forstbeamten und in das niedere Forstschutzpersonal. Das letztere wächst aus dem Volke hervor. Es rekrutiert sich aus Holzknechten, Hirten und Bauernsöhnen, die, von klein auf in Wald und Berg heimisch, mit jedem Steig vertraut wie mit der Handhabung der Holzaxt und der Büchse, der Wildfährte wie des Wetters kundig, vortreffliche Kandidaten für diesen Dienst bilden. Jägerblut aber fliesst von je durch die Adern unseres Bergvolks; und darum finden sich immer tüchtige Leute, die sich dem Berufe widmen.

Wie mühsam und gefahrvoll aber der Beruf eines Jagdgehilfen im bayerischen Hochgebirge ist, weiss nur, wer mit diesen Männern in den Bergen umhergestiegen ist, mit diesen Männern, deren Sehnen von Stahl sind, die Augen wie ein Adler besitzen und dafür menschliche Schwachheiten, wie Hunger und Durst, Schlaf und Müdigkeit sind, überhaupt nicht zu kennen scheinen.

Während die Berufsthätigkeit des Holzknechts grösstenteils in kameradschaftlichem Verbande ausgeübt wird, ist der Jäger meist allein. Manchmal lebt er als wirklicher Einsiedler in einer weitab, mitten in tiefster Felswildnis gelegenen Hütte. Sein einziger Gesellschafter ist der treue Hund; ab und zu hält er dann Einkehr in den nächsten Sennhütten, die aber auch oft eine halbe Stunde Wegs entfernt sind. Dabei ist seine Nahrung die denkbar einfachste während schwerer und anstrengender Thätigkeit.

Im tiefen Winter, wenn im Bergwalde der Schnee oft klafterhoch liegt und kaum die stärksten Hirsche mehr imstande sind, Stellen aufzusuchen, wo sie den Schnee wegscharren und Äsung suchen können, ist es die Arbeit der Jagdgehilfen, auf den Futterplätzen nachzuschauen und dem hungernden Wilde frisches Heu vorzuwerfen. Selbst mit den Schneereifen an den Füssen muss er oft

unglaubliche Anstrengungen machen, um sich die Wege zu erkämpfen. Und weil das vor Hunger und Frost ermattete Wild im härtesten Winter am leichtesten eine Beute des Raubzeugs wird, muss er gerade in dieser Zeit dem letzteren Fallen stellen und dieselben häufig untersuchen. Im Frühjahre treibt ihn das »Verhören« der Auerhähne und Spielhähne oft schon um Mitternacht an hochgelegene Waidplätze hinauf; dann muss er wieder, um die »Sulzen« (Salzlecken) für das Hochwild aufzufrischen, schwere Lasten Salz bergeinwärts tragen. Zur Pürschzeit muss er frühmorgens und am späten Abend im Walde sein, muss während der Erntezeit an jenen Plätzen, wo Wildschaden zu befürchten ist, nächtlicherweile das Wild aus den Feldern abtreiben, während ihm im Herbste die Hirsch- und Gemsjagd wieder andere Anstrengungen verschafft. Dabei darf er keineswegs schiessen, wo und was er will; in manchen Revieren, wo die Jagdherren das Wild selbst erlegen wollen, darf er nur als dessen Hüter und Beschützer auftreten. Und zu allen Anstrengungen und Entbehrungen des Berufes kommen noch die Gefahren desselben. Die eine Art dieser Gefahren, diejenigen, welche die leblose Natur dem Bergjäger entgegenstellt: an sie denkt er gar nicht mehr. Er klettert die unglaublichsten Pfade mit einer Ruhe und Behendigkeit, als wären es teppichbelegte Palasttreppen. Wo ein Nagel seines Bergschuhes, ein Finger seiner Hand sich festhacken kann, da findet er seinen Weg. Der führt ihn an mauerrecht abfallenden Felswänden entlang auf handbreiten Schuttbändern; im scheinbar unersteiglichen Geschröff findet das wegkundige Auge Ritzen und Kamine; das schwankende Geäst der Legföhre wird zur Leitersprosse für den wagenden Fuss, und über jäh abschiessende Schneefelder, unter denen grausenhafte Abgründe gähnen, schreitet er mit todverachtender Sicherheit. Den bergkundigen Jäger kümmern weder die Steinschläge, die über ihm und um ihn her gleich verderbenbringenden Geschossen von den Wänden sausen und poltern, noch der Nebel, der ihn in ein

dickes Leichentuch einhüllt, dass er oft kaum klafterweit vor sich sieht; auch nicht der rasende Schneesturm, der über den Grat hinfegt und den verwegenen Wanderer in die Tiefe zu werfen droht. Das alles sind ihm Dinge, die sich — je nach Ort und Jahreszeit — eigentlich von selbst verstehen; sie stören ihn nicht ärger, als den städtischen Arbeiter Zugluft und Hitze in seiner Werkstatt stören dürfen.

Seine schlimmste Gefahr droht ihm vom Menschen. Die Wilderer oder — wie sie in der Jägersprache heissen — die »Lumpen« sind's, mit denen er im beständigen Kampfe lebt. Der Wilderer in den bayerischen Bergen ist bald so bekannt, wie es vormals der Räuber in den Abruzzen war. Vaterländische Dichter wie Franz von Kobell, Hermann Schmid, Stieler und Ganghofer haben es der Mühe wert gefunden, ihn in die Litteratur einzuführen; mit besonderer Sachkenntnis und Ausführlichkeit gelang dies Ganghofer, dem gebornen Sohn des Waldes. Aber lang vor diesen Männern schon hat das Volkslied den Wilderer in unvergänglicher Weise gefeiert, durch das alte Wildschützenlied vom bayerischen Hiesel, das da anhebt:

I bin da boarisch Hiesel!
Koa Jaga hat a Schneid,
Der mir mei Feder und Gamsbart
Vom Hüatl abikeit!

Wie beim Jäger so ist es auch beim Wildschützen die uralte, tausendjährige Volksgewohnheit, die sich in dem einzelnen als elementare Macht regt und ihn sich aufbäumen lässt gegen die moderne Satzung. Jeder Holzknecht und jeder Hirte kennt in unsren Bergen die Wechsel und Fährten des Wildes. Ist er ein braver und gewissenhafter Mensch, so unterlässt er zwar das Wildern; aber es juckt ihn doch in den Fingern, als müsse er nach dem Drücker einer Büchse fahren, sobald er das Geweih eines Edelhirsches oder ein Rudel Gemsen sieht. Ist dagegen sein Gewissen nur ein bischen schwach bestellt, und hat er ein halbwegs brauchbares Gewehr in



seiner Kammer, dann braucht's keiner starken Versuchung, um ihn wirklich zum Wilderer zu machen. Dass das Schiessen fremden Wildes durch das Gesetz verboten ist, weiss er zwar, aber einem raffinierten Kameraden fällt es nicht schwer, ihm einzureden, dass dieses Gesetz ein übles sei, gegen welches man sich ohne Sünde und Schande auflehnen dürfe, wenn man sich nur nicht »derwischen« lasse. Hat der Anfänger aber einmal das Gewehr in den Wald getragen, dann steht er auch auf dem Kriegs-

fusse mit dem Jäger. Und begegnet er wirklich dem Jäger: dann treibt ihn sein erstes verzeihlicheres Vergehen mit unerbittlicher Notwendigkeit zur zweiten ungleich grösseren Schuld. Denn dann heisst es: »'s Gewehr runter!« — und blitzschnell richten sich die unheimlichen Läufe gegeneinander. Rasch wirft sich jeder der beiden Gegner hinter den nächsten Fels oder Baumstamm; manchmal aber kracht auch Schuss um Schuss, ehe die Deckung gefunden ist.

In diesen Kämpfen geht es allemal um Leben und Sterben. Der Jäger hat dabei vor dem Wilderer immer etwas voraus: die schusssichere Hand, meist auch das bessere Schiesszeug und vor allem das Bewusstsein, im Rechte zu sein.

Jahr um Jahr fordern diese Zustände in den bayerischen Bergen eine Reihe von Menschenleben. Und tiefere Farben, schneidenderen Zwiespalt erhält der Kampf, wenn das Weib sich in ihn mischt; wenn die Sennerin droben auf ihrer Alm des Wilderers oder des Jägers Partei ergreift und das Ihrige thut, um den einen zu decken, den anderen zu verraten. Dann steigern sich die Ereignisse zu tragischer Gewalt; und ihr Ende ist nur allzuoft ein bleicher Toter mit durchschossener Brust, der droben liegt in der Öde des Hochgebirgs.

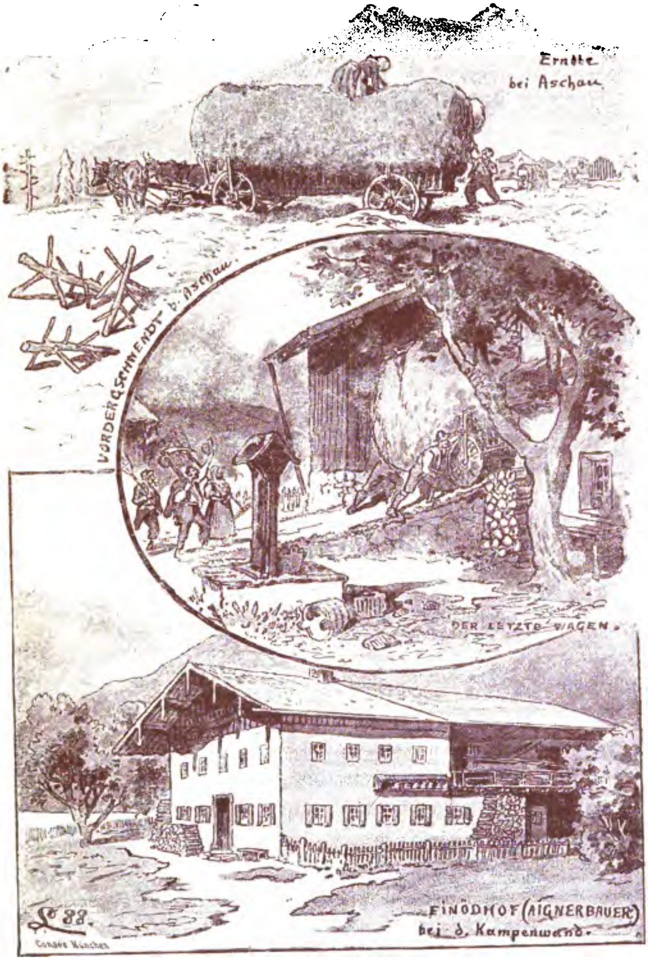
VIERTES KAPITEL.

Der Bauer.

WENN ein hochbeladner Erntewagen, auf den eben die letzten Garben geworfen werden, schon im Flachlande ein frohes und anmutendes Bild darbietet — wie viel mehr erst im Gebirge, wo das reife Goldgelb der Kornfelder einen so wunderschönen Farbengegensatz bildet zu dem duftigen Blau der Berge dahinter! Und um so anmutender ist dieses Bild, wenn die Menschen, die um und auf dem Wagen hantieren, frohe Gesichter machen, wenn aus lachenden Lippen weisse Zähne hervorglänzen, die Augen von Übermut funkeln und jede Bewegung zeigt, dass man, wenn die Sonne sich nach West neigt und die Feierabendstunde läutet, noch lange nicht des Tages ganze Kraft verausgabt hat.

Es ist der letzte Wagen, der an diesem Tage heimgebracht werden soll. Das Gewitter, das mittags im Westen aufgestiegen war, hat sich weithin nach Nordosten verzogen, ohne einen Tropfen Regen auf die Garben zu schütten. Aber einen kühlen Luftzug sandte es dafür her. Das stimmte die Leute an dem Erntewagen doppelt vergnügt. Und nun, da es gilt, die letzte Ladung aufzuhäufen, nun geraten sie in einen übermütigen Wetteifer. Kaum kann die Dirne, die oben auf dem Wagen beschäftigt ist, die Garben zu ordnen, ihrer Aufgabe noch gerecht werden; so schnell fliegt ihr die goldgelbe Last entgegen. Und hüben und drüben vom Wagen schallt fröhliches Gelächter. Scherzreden fliegen mit den Halmen auf den Wagen hinauf und von droben wieder herunter.

Der Bauer selber hält es bei diesem Wetteifer seiner Leute nicht mehr für nötig, seine breite Hand noch einmal mit anzulegen. Hemdärmelig steht er da, die


Ernte
bei Aschau
VORDERGSCHNENDT b. Aschau
DER LETZTE WAGEN
EINÖDHOF (AIGNERBAUER)
bei d. Kampenwand

Holzgabel auf der Schulter, und schaut über den breiten Hügelhang hinunter ins Thal. Hochstämmiger Fichtenwald deckt diesen Hügelhang. Der Bauer schmunzelt, wie ihm der Abendwind den Harzgeruch dieses Waldes heraufträgt, denn es ist sein Wald, und er überschlägt eben, wie viel Holz aus diesem Walde sein ältester Sohn einst herausschlagen muss, um, wenn er den Hof übernimmt, seine Schwester hinauszahlen zu können. Es ist schade um den Wald; aber er wird's vertragen. Bis einst der Enkel in die gleiche Lage kommt, wird das Holz wieder nachgewachsen sein.

Während der Bauer diese Gedanken in seinem breiten Kopfe hin- und herwälzt, sind seine Leute mit dem Wagen fertig geworden; die beiden kräftigen Rosse ziehen an, und heimwärts schwankt das hochbeladene Fuhrwerk, rechts und links vom Gesinde mit den Heugabeln im Gleichgewicht gehalten. Kaum eine Viertelstunde dauert's, so ist der stattliche Hof erreicht, obschon mancher Halm am Geäst der Eichen und der Kirschbäume hangen bleibt, die den Hof umgeben. Und nun gilt's noch eine letzte mächtige Anstrengung der Rosse, um den Wagen über die steile Holzbrücke zum »Tenn« hinaufzubringen, Peitschenknall und lautes »Ho, Hü, Hüoho« erschallt, und das Fuhrwerk verschwindet im dämmrigen, dunkelbraunen Raume der Tenne. Noch einmal werden in letzter Energie alle Hände angestrengt, um die Garben vom Wagen hinüber zu werfen, wo das übrige Getreide liegt. Kurze Zeit darauf rollt der Wagen, von gewandten Fäusten geschoben, rückwärts über die Brücke herab; dann folgen die ledigen Rosse nach und zuletzt das Gesinde, lachend und scherzend. Sie haben gut lachen, die Leute; denn jetzt geht's an die letzte der fünf Mahlzeiten, die der altbayerische Bauer in der Erntezeit zu sich nimmt; und dass diese Mahlzeit weder schlecht noch spärlich ausfällt, dafür hat die Bäuerin gesorgt, indem sie den ganzen Nachmittag in ihrer Küche Nudeln gebacken hat. Und hernach, wenn die Mahlzeit vorüber ist, sitzen die Leute auf der Bank neben der Hausthür

und schauen hinaus in den goldenen Sonnenuntergang, über das Thal, das zu ihren Füssen liegt, über die fernen bewaldeten Höhenzüge und die Kirchthürme, die da oder dort eine Ortschaft anzeigen. Und wenn sie nach Süden schauen, sehen sie über den dunklen Wäldern der Voralpen im Abendsonnenglanze die nakten Felszinnen des Hochgebirgs schimmern. Dazu klingt vielleicht von fernher eine Turmglocke, die das Ave läutet, und im Stalle hinter dem Hause rasselt einer der gehörnten Wiederkäuer mit seiner Kette.

Gesättigt und friedlich sind Menschen und Tiere; gesättigt und friedlich die leblose Natur.

Solche mit Gott und Welt versöhnende Feierabendbilder und Feierabendstimmungen kann man am Ende jedes Sommertages im weiten Raume zwischen der Salzach und dem Bodensee finden.

Die prächtigsten Bauernhöfe des bayerischen Alpenlandes lagern auf jenen Höhenzügen, welche, unmittelbar an das Hochgebirge anschliessend, in die Hochebene herabsteigen als Wasserscheiden zwischen den Alpenströmen. Solche Höfe liegen entweder ganz vereinzelt oder zu zweien oder dreien beisammen, oft eine Stunde vom nächsten Kirchdorf entfernt. »Einödhöfe« nennt man sie hierzulande. Wer die Höhenzüge überwandert, welche bei Teisendorf die Wasserscheide zwischen der Salzach und dem Chiemseebecken bilden, bei Traunstein von den Ufern der Traun her aufsteigen, bei Prien von der Kampenwand und Hochriss aus zwischen Chiemsee und Inn nordwärts streichen; oder westlicher, jenseits des Aiblinger Moors, die schönen Hügelgelände an der Leitzach, dann bei Miesbach, Tegernsee und Tölz: der kann leicht eine ganze Reihe von köstlichen Besitztümern kennen lernen, von Besitztümern, welche auf luftigen Höhen liegen, umgeben von üppig grünenden Matten, dunkler Fichtenwaldung und prächtigen Ahornhainen. Alte Eichen säumen das Verbindungssträsschen, das zum nächsten Dorfe führt; im Süden steigen die Berge an, zwischen deren Lücken man in die Thäler hineinschaut zu den Schroffen der Hochkalkalpen; gegen Norden, Osten und

Westen aber fährt der Blick weit hinaus in Hügel- und Flachland, sieht die Alpenströme hinauseilen, die weiten waldumsäumten Seespiegel, zahllose Kirchtürme, und viele Meilen weit vielleicht auch das Häusermeer der Hauptstadt. Das sind wunderschöne Besitztümer, die, obgleich sie nur einfachen Bauern gehören, doch fürstlich genannt werden können wegen ihrer wahrhaft paradiesischen Lage, die alle Vorzüge des Hochgebirges und des Vorlandes vereint. Und die Höfe selber blinken oft geradezu, so sauber und wohlanständig sehen sie aus; guterhaltenes Holzwerk, schneeweisse Mauern und schneeweisse Vorhänge hinter den Fenstern, mächtige Scheunen und wohlgefüllte Ställe zeugen, dass Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd ihre Schuldigkeit thun. Es muss aber auch fröhlich hier zu hausen und zu arbeiten sein, wo jeder Blick .in die weite Landschaft dem Bauernvolk immer wieder sagt: wie schön ist's bei euch, wie licht und frei!

Es jammert freilich auch der Gebirgsbauer. Er jammert über schlechte Zeiten und schlechte Dienstboten und über die Steuern. Aber so hat er schon vor zweihundert Jahren geklagt; so klagt auch im ganzen Lande und im ganzen deutschen Reich der kleine und der grosse Landwirt. Das ist also nichts, was den Alpenbauer allein kennzeichnet; und wir können es füglich ununtersucht lassen, wie weit diese Klagen berechtigt sind oder nicht. Bei den Alpenbauern erscheinen sie auch nicht geradezu als das Leitmotiv ihrer Rede.

Im bayerischen Oberlande ist sowohl der Taglohn, als der Gesindelohn für landwirtschaftliche Dienstboten weit höher, als in allen anderen Gegenden Bayerns. Das ist wohl der triftigste Beweis dafür, dass es weder dem Bauern noch seinem Gesinde wirklich schlecht ergeht. Und man muss die kraftstrotzenden Gestalten unserer Oberländer Bauern nur ansehen, um diesen Beweis noch verstärkt zu erhalten. Und was auch die anderen Berufsarten der Gebirgsbevölkerung Lustiges und Interessantes haben: Bauer sein ist doch das höchste Ziel; denn der Bauer ist der Fürst auf seinem Hofe.

Viel zu oft wird der Landbewohner schlechtweg Bauer genannt. Das geht in Landschaften, wo ausserhalb

der Städte und Marktflecken wirklich die Feldwirtschaft den Schwerpunkt der Arbeitsthätigkeit bildet. Nicht so in den Alpenländern, wo wegen der minderen Anbaufähigkeit des Bodens eine Reihe von anderen Erwerbszweigen neben die eigentliche Bauernthätigkeit hintreten. Wer das Gebiet der bayerischen Alpen betritt, der findet schon ehe er an das eigentliche Berggehänge kömmt, schon auf dem Boden der Moränenlandschaft, dass neben dem bebauten Felde Wald und Moor, Aue und Wiese einen grösseren, und immer grösser werdenden Teil der Bodenfläche beanspruchen, je näher man den Bergen kommt. Der Getreidebauer der Hochebene muss in den Bergen zum Wald- und Alpenbauern werden.

Das zeigt sich am deutlichsten in der Verschiedenheit der Feldeinteilung. Im ganzen Kreis Oberbayern ist die Dreifelderwirtschaft mit reiner oder angebauter Brache landesübliche Nutzungsart des Feldes. Unmittelbar am Fuss der Alpen und in den Thälern dagegen treibt man Egartenwirtschaft. Egart ist Wiese; und das Eigentümliche der Egartenwirtschaft besteht darin, dass man ein Stück Feld ein paar Jahre hintereinander mit Getreide bebaut, um es hernach längere Zeit, oft acht bis zehn Jahre hindurch, als Wiese zu benützen. Solche Wirtschaft ist nur möglich, wo man bei dünner Bevölkerung und einfachen Kulturzuständen zumeist die schöpferischen Kräfte der Natur walten lassen will, statt ihr mit energischer Arbeit und starkem Aufwand an Betriebskapital zu Hilfe zu kommen.

Es muss aber einen grossen Unterschied in der ganzen Arbeits- und Lebensweise des Bauern ausmachen, ob er Getreide und Vieh zum Verkauf bringen kann, oder ob er Getreide bloss für den eigenen Bedarf baut und in der Hauptsache sich von selbstgebauter Bodenfrucht und von den Viehprodukten des eigenen Stalls ernährt. Das Getreide — »'s Troad« — spielt in der ganzen Wirtschaft des Gebirgsbauern eine weit geringere Rolle, als im fruchtbaren Unterland. Im Unterland ist der Stolz des Bauern das wogende, goldene Fruchtfeld;

im Hochlande schaut er mit gleichem Stolze auf ein aus Wald, Feld und Wiese gemengtes Besitztum; und höher hinauf, wo er seine Almhütten von grüner Matte ins Land hinaus schimmern sieht, und wo freilich auch manches Tagwerk als »Fels und Latschen« im Grundbuch steht.

Die edelste unserer Feldfrüchte, der Weizen, wird in den Bergen noch in Höhen von tausend Metern angebaut; Roggen steigt noch um hundert Meter höher hinan; noch höher Hafer und Gerste, Kohl und Kraut, die in Höhen von 1200 Metern noch getroffen werden. Die Kartoffel aber wächst noch um 300 Meter weiter hinauf, als Gerste und Hafer. Flachs wird noch in gleichen Höhen wie Hafer und Gerste angebaut. In einer Höhe von 1000 Metern dürfen wir die obere Grenze des Landbaus in den bayerischen Alpen sehen, obwohl in besonders geschützten Lagen einzelne Gehöfte noch höher droben sich finden. Für die Bewirtschaftung aber macht ein Höhenunterschied von ein paar hundert Metern schon ganz Bedeutendes aus. Weniger wegen des Schnees; denn in sonniger Lage belästigt der Schnee den Bodenanbau in einer Höhe von 1000 Metern weniger, als auf der Schattenseite in einer um zweihundert Meter tieferen Lage. Was aber für die hochgelegenen Gehöfte die Bewirtschaftung zumeist erschwert, ist die Schwierigkeit des Transports und die starke Neigung in der Lage der Grundstücke. Der Bauer, welcher in einer Höhe von 4—600 Meter über seinem Dorfe haust, muss seine Wirtschaft so einrichten, dass er möglichst wenig hinunter und hinauf zu fahren braucht. Denn das Strässlein ist schlecht und steil und dabei doch höchst kostspielig, weil es in jedem Frühjahre wieder vom Schneewasser zerrissen wird. Wo eine Staats- oder Distriktsstrasse bis in die Nähe des Hofes führt, ist freilich dem Bauern sein Betrieb ungemein erleichtert.

Der lange Winter in den Bergen drängt die Arbeitsmonate des Bauern auf eine kürzere Zeit zusammen, als im Unterlande. Man muss wissen, was es heisst, die Jahresarbeit um ein paar Wochen später anfangen und früher beschliessen zu müssen, als es anderwärts geschieht. Solcher

durch die Natur dem Menschen auferlegter Zwang muss, wenn er nun schon viele Jahrhunderte hindurch fortdauert, tief in das Leben und Arbeiten des Bauernvolks eingreifen, zum dauerndsten und gleichförmigsten Lehrmeister werden.

So kommt's mit Naturnotwendigkeit, dass in den Bergen ein grosser Teil des arbeitenden Volkes entweder gar keine Bauernarbeit, sondern Anderweitiges oder wenigstens andere Arbeit neben dem Bauernthun verrichten muss. Und die Natur hat Sorge getragen, dass Arbeitsfeld und Werkmaterial dazu vorhanden ist: der Wald und das Gestein.

Was der Alpenbauer im Sommer, im Frühjahr und Herbst verrichtet, unterscheidet sich sonst wenig von der Arbeit des Bauern im Unterlande. Er pflügt und säet und schneidet Korn und Heu in derselben Weise wie sein unterländischer Nachbar. Wichtig erscheint, dass die landwirtschaftlichen Maschinen im Unterlande raschere Verbreitung finden. Es ist ja natürlich, dass, wo es überhaupt mehr zu dreschen giebt, der Bauer auch eher an eine Dreschmaschine denkt.

Der Gebirgsbauer kann arbeiten und arbeitet auch nicht ungern. Aber niemals wird er sich anstellen, als thue er die Arbeit rein zum Vergnügen. Er muss sich immer erst in eine gewisse Arbeitsstimmung versetzen. Die wichtigste Vorbereitung dazu ist, dass er den Rock und vielleicht auch die Weste weglegt. Wer diese Kleidungsstücke bei einer Arbeit an sich behält, hat nach der Anschauung des Bauern überhaupt gar nicht die Absicht, ernsthaft zu arbeiten; der thut nur dergleichen. Manche wichtige Arbeiten werden, was die Anfangszeit betrifft, sorgsam erwogen, oft in kollegialer Beratung, wobei dann meistens der Rat des erfahrensten Wetterkenners vom ganzen Hofe den Ausschlag giebt. Überhaupt nimmt im Gebirge das mutmasslich vorherzusehende Wetter einen sehr bedeutenden Einfluss auf die Arbeitsanordnung.

Es ist aber auch ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Wirtschaftsweise des Bauern, der seinen Hof am Abhang des Gebirgs gegen die Hochebene zu hat, und desjenigen, der mitten im Gebirge sitzt. Denn je

tiefer einwärts in den Thälern der Hof liegt, um so stärker macht sich der Einfluss des Waldes auf die ganze Wirtschaftsführung geltend. Getreidebau und selbst Viehzucht tritt in den Hochthälern zurück gegen die Holznutzung, und der eigentliche Gebirgsbauer ist meistens »Holzbauer«. Das heisst, er ist entweder selber Waldbesitzer, oder in den benachbarten Staatsforsten zum Holzbezug berechtigt, oder zum mindesten als Transportunternehmer im Staatsforst beschäftigt. Nur so lässt sich die Arbeitskraft von Menschen und Spannvieh auch während des Winters nutzbar machen. Was an Holz während des Sommers gefällt worden ist, muss im Winter herabgebracht werden; und soweit dies auf fahrbaren Wegen geschieht, besorgt es der Bauer mit seinen Rossen oder Ochsen. Aber das geschieht erst, wenn der Schnee die Winterwege des Gebirgs brauchbar gemacht hat. Bis dahin sind noch andere Arbeiten zu thun. Ist der letzte Erntewagen in der Scheune untergebracht, die letzte Feldarbeit gethan, dann beginnt der Gebirgsbauer die Arbeiten des Spätherbstes. Zu dreschen hat er nicht viel; das Getreide spielt ja bei ihm nur eine ganz untergeordnete Rolle. Aber mit Holz muss er sich selber versorgen für den langen, schweren Winter; er muss an den Seiten des Hauses bis hart unter das schirmende Vordach hinauf, und ebenso an den Seitenwänden der Scheune seine Scheiter und Prügel auftürmen; damit der grosse Ofen in der Stube und der Herd in der Küche den ganzen Winter hindurch geheizt werden können. Wenn das geschehen ist, dann kann man dem eisigen, grimmigen Feind entgegenschauen, der im November einmal mit einem Tage lang fortwütenden Schneesturm angerückt kommt. Ist dieser Sturm vorüber und das einsame Waldthal in eine verschneite, froststarrende Wüste verwandelt, auf welche die Wintersonne niederstrahlt: dann kann der Kampf gegen die Schneelast beginnen, welche sich auf die Welt gelegt hat, als wollte sie dieselbe für Jahrtausende begraben. Dann wird für ein paar Tage die Schneeschaufel das wichtigste Werkzeug; gilt es ja doch,



zunächst das eigene Haus so weit frei zu machen, dass man um dasselbe herum kann. Schwerer ist's, den Weg nach dem Dorfe oder wenigstens bis zum nächsten Nachbar zu bahnen, der dann seinerseits wieder ein Stück weiter nach dem Dorfe zu die Bahn schafft. Bald nach dem ersten Schneefall beginnt dann der Holztransport, für den freilich auch zuerst die Wege gebahnt werden müssen. Die soliden eschenen Schlitten werden aus dem Wagenschupfen geholt, die

Zugtiere eingespannt; und dann fährt der Bauer selber, der Sohn oder der Knecht ins Holz hinauf, um mit den Holzknechten gemeinsam zu arbeiten. Je tiefer der Schnee, um so mehr ebnet er die Rauheiten des Bergbodens; um so schwerer ist aber auch die Arbeit für die ersten — Ross und Mensch —, die Weg bahnen müssen. Wochen und Monate hindurch währt dies Geschäft der Holzfracht.

Die eigentliche Bauernarbeit ruht während dessen vollständig; denn ihr Arbeitsfeld ist meterhoch von Schnee überdeckt. Wenn die Holzarbeit nicht wäre, müsste der Gebirgsbauer vom November bis in den März hinein vollständig feiern oder sich nach einem industriellen Nebenerwerb umschauen. Denn vom Ertrage des Sommerhalbjahrs allein lässt sich nicht das ganze Jahr hindurch leben, wenn man auch noch so sparsam wirtschaftet.

Bei unseren Hochgebirgsbauern herrscht noch jene Art von Haushalt, wobei fast kein Geld ausgegeben zu werden braucht. Was man isst, das liefert der eigene Stall an Fleisch, Milch, Butter und Schmalz und das eigene Feld an Getreide für Mehl und Brot. Was an Handwerksarbeit zu thun ist, thut fast auch alles der Bauer selber; denn er ist ja meistens sein eigner Zimmermann und Maurer, sein Dachdecker und Bäcker, sein Müller und Metzger zugleich. Bar Geld braucht er nur für Steuern, für den bescheidenen Lohn seines Knechtes und seiner Magd, und alle zehn Jahre einmal für ein Kleidungsstück. Und dafür reicht das aus, was er sich mit der Holzarbeit oder gelegentlich mit dem Verkaufe von einem Stück Vieh verdient.

So ist sein Haushalt auf einen breiten, tüchtigen Grund gestellt. Grosse Reichtümer werden mit dieser Wirtschaftsweise nicht erworben, wohl aber eine Unabhängigkeit, die ihres Gleichen in wenigen Kulturlandschaften findet. Der Gebirgsbauer ist von niemandem abhängig, als von der Natur seiner Berge. Und diese Natur, obwohl oft genug finster und gewaltig, ist doch seine Mutter und ist ewig schön und gross.



FÜNFTES KAPITEL.

Die Sennerin.

Heut' haben wir Glück. Stundenlang stiegen wir bergauf im schattigen Hochwalde; neben uns in tiefem Graben brauste der Wildbach. Als wir aus dem Walde herauskamen auf schattenlose Matten, da stand die Sonne schon weit im Westen. Kühl wehte schon der Wind über die Schneide her, aus welcher grellbeleuchtete Kalkfelsen hervorstachen, das grüne Alpengras durchbrechend. Ein hei-

teres Wandern war es zuletzt gewesen, an steilen Grashalden entlang. Über und unter dem schmalen Steige standen mächtige alte Fichten vereinzelt umher; einige davon waren zu grauen Baumleichen verwittert, riesenhaft und knorrig. Ab und zu zog sich ein tiefer Graben durch die Grasfelder hinab und mündete unten in eine weite, waldumgebene Mulde, aus welcher ein kleiner, grüner Tümpel heraufglänzte.

Um eine scharfe Felsenecke ging's noch zuletzt, dann zwischen Krummholz und Felstrümmern auf einer Art Treppe aus Wurzeln steil empor — und nun stehen wir droben auf der Alm.

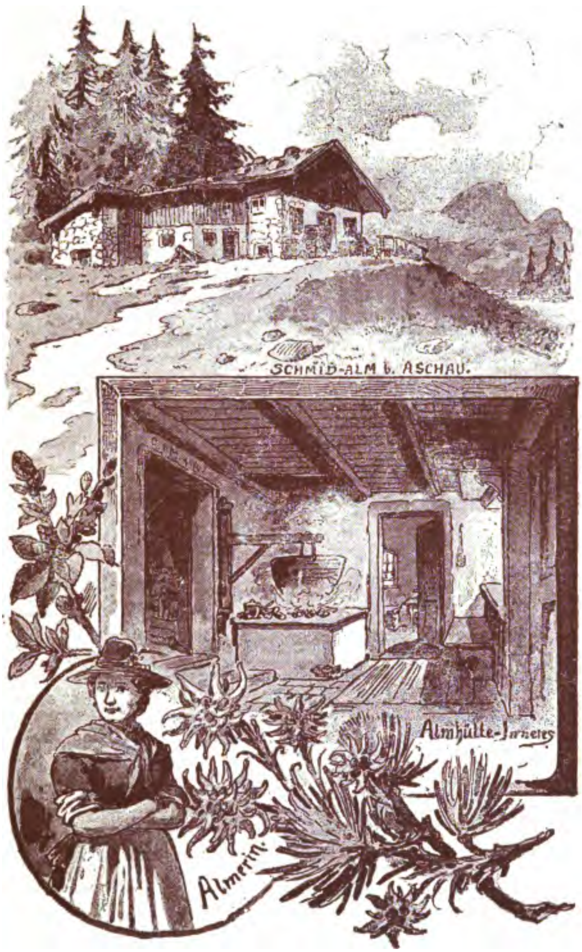
Es ist die richtige, sonnige bayerische Alm. Eine wunderbar hellgrüne, wellenförmige Matte, in einer flachen Mulde gelegen. Ein Drittteil des Gesichtskreises ist von dem weithingestreckten Flachland ausgefüllt, das zweite Drittteil von einem Einblick in waldige Vorberge und tiefschattige Thalschluchten, über welchen in weiterer Ferne weissgraue Kalkzinken und bleiche Schneefelder erscheinen; das letzte Drittteil von einer im Vordergrunde steil ansteigenden Graslehne, die höher oben in einen dunklen Wald von Alpenrosensträuchern und Legföhren, zu oberst aber in einen zackigen Felskamm übergeht. Einzelne häusergrosse Felstrümmer, vor undenklichen Zeiten von jenem Felskamm abgestürzt, liegen auf der Matte umher; zwischen ihnen ein paar Almhütten.

Wir sind am Rande des Waldwuchses; vereinzelte hohe Fichten stehen noch auf der Matte. Da es am Holze hier nicht gefehlt hat, sind auch die Hütten aus Holz erbaut. Gemeiniglich sind diese hölzernen Hütten wohnlicher, als die steinernen; obschon man auch unter den letzteren recht hübsche finden kann. Einheitlichkeit zeigt die Baukunst der Sennhütten in Altbayern eigentlich bloss in Bezug auf die Dächer. Die sind überall flach, mit grossen Schindeln und Beschwersteinen belegt. Die innere Einrichtung zeigt mancherlei Unterschiede.

Die erste Hütte, die wir heut' finden, ist eine der schönsten zwischen Salzach und Lech. Wie wir näher

treten, sehen wir, dass die Holzbalken der Aussenwände, wo sie gegen Regen geschützt sind, eine feine dunkelrote Farbe haben; der Innenraum aber sieht vollends aus wie poliertes Mahagoni. Es ist altes Zirbenholz, das edelste, das in den Alpen wächst — in den Voralpen findet man es kaum mehr. Wollte man die Hütte heute noch aus diesem Holze bauen, so würde sie mehr kosten, als ein vierstöckiges Stadthaus. Vor der Hütte, die an der Stirnseite ausser der Thür zwei kleine Fenster zeigt, finden wir auf einer etwa fusshohen gepflasterten Terrasse eine Holzbank und an der anderen Seite der Thüre aufgeschichtetes Brennholz. Auf diesem Holze stehen zum Trocknen aufgerichtet die thönernen »Waidlinge« (Milchschüsseln), die aber bei vielen Almen auch aus Holz sind.

In unsrer Hütte selber ist's recht behaglich. Die schönen dunkelroten Holzwände machen einen warmen heimlichen Eindruck. Der Herd in der einen Ecke ist über den Boden erhöht und mit sauberen Holzbalken eingefasst. In anderen Hütten fanden wir auch vertiefte in den Erdboden gegrabene Feuerstätten, manchmal mit und manchmal ohne Holzumrandung. Eine zweite Ecke des Gelasses nimmt eine Bank mit einem Tischchen ein. Letzteres ist schon ein ziemlicher Luxus in einer Sennhütte. Ausserdem finden wir noch drei Thüren in dem Gelass; die eine derselben führt in den Milchkeller, die zweite in den Stall, die dritte in das winzige Schlafgemach der Sennerin. Ein solches besitzt sie aber auch nur in den vornehmsten Hütten; gemeiniglich steht sonst ihr Bett in der einzigen Stube, die zugleich als Küche dient. Immer aber steht dasselbe stark erhöht, oft bis hart an das Schindeldach der Hütte ragend. Unter ihm ist dann ein Raum, in welchem Melkkübel, Trankschäffel und dergleichen untergebracht werden. Zu den wesentlichen Einrichtungsstücken gehört noch die »Kesselreib'n«, ein über dem Herde drehbares Gebälk, an welchem ein mächtiger schwarzer Kessel hängt; ferner das Butterfass und eine Schüsselrahme mit ein paar Tellern und Löffeln.



O. Consée, phl. München.

Auch die Anordnung von Wohnraum und Stall ist nicht immer gleich. Die meisten Hütten sind nur durch eine einzige Querwand in zwei Hälften geteilt, von welchen selbstverständlich die grössere für das Vieh, die kleinere für den Menschen gehört. Seltener findet sich die Einrichtung, dass der Stall den Wohnraum als breiter Gang rings umläuft. Der Heuboden ist in den meisten Hütten über dem Stalle angebracht; zu manchen Hütten gehören auch besondere kleine Heustadel.

So die Wirtschaftsgebäude. Und nun die Wirtschafterin selbst, die Sennerin! Eben kommt sie langsam den steinigen Pfad herab, auf dem Kopfe ein Milchschaff, in der Hand ihr kleines, dreibeiniges Melkstühlchen tragend. Wie wird sie sein?

Auch damit haben wir heute Glück. Die Älplerin, auf deren Hausbank wir sitzen, ist jung und sauber, und — was vor allem anzuerkennen — ihr sonnverbranntes Antlitz lacht uns freundlichen Willkomm zu. Wir dachten an dergleichen schon früher; denn schon vor einer halben Stunde, als wir den steinigen Weg heraufklommen, hat sie uns aus der Höhe einen bergfrischen Jauchzer herabgesandt. Man ist nicht allweg auf Almen gut aufgenommen, obwohl jetzt alle jene Hütten, wo häufiger Bergwandrer einkehren, schon halbe Wirtshäuser geworden sind.

Sehr verschieden sind sie aber, die Traudeln und Burgeln, die Greteln und Moideln, die da hausen. Man kann sie finden vom achtzehnjährigen lebfrischen Dirnlein bis hinauf zu Matronen auf der Schattenseite der Fünfziger. Soweit aber bayerische Almsitte herrscht, sind die für Milchwirtschaft bestimmten Almen vom weiblichen Geschlecht bewirtschaftet. Das zieht sich von der bayerischen Grenze hinein bis in den Lungau und Pongau; und noch am Fusse des Dachstein und auf den sonnigen Höhen um Aussee haust die liederfrohe »Schwoagerin«. Denn dort heisst die Alm »Schwaige«. Männliche Arbeitskräfte finden sich hie und da in der Gestalt von Hüterbuben den Sennerinen beigegeben; sie finden sich natür-

lich auch auf den Rossalmen und den Galtalmen (Almen für Jungrinder), wo es keine Milchwirtschaft giebt; sie finden sich auch in der Person der »Schafler« in den höchsten, steinigen Weideländereien, die für Kühe zu steril sind.

Die Verwaltung der Kühalmen durch weibliche Kräfte hat den Vorzug grösserer Reinlichkeit. Man muss gesehen haben, mit welcher Sorgfalt die Sennerin — wenn sie auch auf ihre eigene Schönheit weniger bedacht sein sollte — um die Reinhaltung ihrer Melkkübel und Milchgefässe sich bemüht. Hartwig Peetz, auf dessen kulturhistorische Einblicke wir uns bei jeder Zeile stützen können, erzählt sogar noch besseres von ihnen, nämlich dass sie jeweils in dem auf Kosten des landwirtschaftlichen Vereins verbreiteten tierärztlichen Handbüchlein zu lesen pflegen. Der Dienst ist nicht leicht, da manche Sennerin bis zu zwanzig Kühen zu versorgen hat, wobei ihr höchstens noch ein Hüterbube behilflich ist. Manche Alm musste verlassen werden, weil sie so traurig, weltvergessen und unheimlich gelegen war, dass sich keine Dirne mehr für den Dienst an solch verwünschtem Orte fand!

Die einfachste almerische Arbeit ist das Austreiben und Heimholen der Kühe. Auch das wird manchmal recht mühsam, wenn sich die Weideplätze etwas entfernt von der Hütte befinden, oder wenn ein Stück Vieh sich im Krummholz verstiegen hat. Mitunter besorgt das ein Hüterbube; aber nicht jede Sennerin hat solchen Knappen. Diese Hüterbuben leisten das Erstaunlichste im Klettern; sie sind das Material, aus welchem späterhin die besten Bergführer erwachsen können; gewöhnlich aber ist ihr Lebensziel ein Holzknecht, Jagdgehilfe oder Bauernknecht. Droben auf der Alm verwildern sie fast gänzlich, sodass die Sennerin, die zwar manchmal Bauerntochter, oft aber nur eine einfache Stallmagd ist, ihrem Hüterbuben gegenüber noch als hochzivilisiert erscheint. Spricht man einen solchen Hüterbuben an, so kann's einem wohl begegnen, dass man aus dem dürren, schwarzbraunen Kerlchen, der einen Blick hat wie ein scheuer Gemsbock, gar keinen menschlichen Laut herauslockt.

Neben dem Überwachen des weidenden Viehes sind andere wichtige Arbeiten das Melken und Buttern, das Bereiten von Käse, dann die beständige Säuberung des Milchgeschirrs. Ab und zu muss auch ein Trank für eine kranke Kuh gekocht werden. Nebenher läuft dann noch die Sorge für den eigenen Nahrungsbedarf, der, so einfach er ist, doch gestillt werden muss. Die schwerste Arbeit ist's aber, wenn die Sennerin ihre Molkereiware hinuntertragen muss zu ihrem Bauern. An der steilen Röthenbachwand, die unter den Teufelshörnern auf den geisterhaften Spiegel des Obersees hinabschaut, traf ich einst eine wackere Dirne mit einer »Kraxe« auf dem Rücken, der sechzig Pfund Butter und Käse aufgeladen waren. Und da konnte das brave Mädel noch jauchzen, als es mit seiner Last hinter den Felsen des steinigen Weges verschwand. Wenn sie hernach wieder »gen Alm« steigen wird, trägt sie Mehl und Brod für sich, Salz für ihre Kühe hinauf. Das wiegt zwar nicht so schwer; aber dafür hat sie es weit, weit hinauf zu tragen. Wohlhabenden Bauerntöchtern, die etwa auf der Alm wirtschaften, wird wohl manches erleichtert, indem ihnen der Bauer einen Knecht oder Träger schickt. Lieber als diese Mannsleute, die der Bauer heraufschickt, sind den Almdirndln freilich diejenigen, die von selber kommen — aber das gehört nicht ins Kapitel von der Arbeitsamkeit.

Wenn von den Almen die Rede ist, müssen wir wohl auch des lieben Viehes gedenken. Denn um seinetwillen ist ja die Hütte und die Sennerin da.

Die Weideplätze der bayerischen Alpen werden von zwei Hauptrinderrassen begrast. Die eine dieser Rassen ist germanischen Ursprungs. In unsren Bergen heisst sie Miesbacher Schlag, ist aber nichts anderes als die in ganz Nordtirol, in Pinzgau und Pongau verbreitete Pinzgauer Rasse. Das sind für unsere Berge vortrefflich geeigenschaftete Tiere, stämmig und kurz, zumeist rot, rotweiss, schwarzweiss oder bunt von Farbe. Am häufigsten findet man sie rot, mit weissen Streifen auf dem Rücken — »g'stramt« — und weissem Bauche. Sie tragen den

Kopf schön und haben grosse, gutmütige Augen. Ein namhafter alpiner Viehzüchter, der Wirt von Gmund am Tegernsee, hat vor etwa vierzig Jahren begonnen, schwere Rinder aus dem Berner Oberlande, sogenannte Simmenthaler, in der Umgebung von Tegernsee einzubürgern; und diese Fremdlinge, allerdings auch germanischer Abstammung, machten sich auf bayerischem Boden vortrefflich.

Die andere Hauptrasse, romanischen Ursprungs, hat sich aus welschen Landschaften durch Montafun und Vorarlberg nach dem Algäu verbreitet und ist als Algäuer Vieh hochberühmt geworden. Diese Tiere sind weisslich, gelblich, grau oder schwarzbraun, niemals aber bunt. Von Charakter sind auch sie gutmütig; dabei brauchbar zum Zuge und von erstaunlichem Milchreichtum.

So vortrefflich jede dieser beiden Rassen für sich ist: das Untereinanderheiraten derselben liefert ein schlechtes Ergebnis; und jene Landschaften, wo die beiden Rassen aneinandergrenzen, die Werdenfelser Gegend, hat mit ihren hellgrauen und weissen Tieren die geringste Sorte. Es sind eben Mischlinge, zweideutige Naturen, die am schlechtesten werden, wenn sie überdies den Boden des Gebirgs verlassen und an der Isar und Loisach in die Hochebene herabsteigen.

Neben dem Rindvieh spielt in den Bergen das kleine Gesindel der Schafe, Ziegen und Schweine eine ganz untergeordnete Rolle. Das altbayerische Schaf insbesondere erfreut sich einer recht schlechten Behandlung; man verweist es in die Gesellschaft des Schweins und lässt es mit demselben in schlechten Winkeln der Ställe sich herumtreiben; seine Nahrung muss es sich auf den kümmerlichsten Weideplätzen suchen, während das Schwein von der Sennerin zwar auch über die Achsel angesehen, aber doch wenigstens mit Molkereiabfällen gefüttert wird. Die Ziege gilt in Altbayern als das Vieh der armen Leute; doch erscheint im Stalle des Gebirgsbauern ein stattlicher Bock häufig als Luxusgegenstand; er zieht auch mit auf die Alm und erfreut sich dort einer sehr selbständigen Stellung, indem er keinerlei Pflege und Wartung

beanspruchte. Das Melken würde er sich sogar sehr energisch verbitten, wie er sich überhaupt herrisch aufspielt und am liebsten gleich in einen wilden Gemsbock verwandeln möchte.

So sind es denn nur die Kühe, auf welche sich die ganze Sorgfalt der Sennerin konzentriert. Diese ihre Kleinode aber behandelt sie in ganz mütterlicher Weise. Sie gibt ihnen die zärtlichsten Namen, ruft sie »Glückei«, »Sengei«, »Wachtei«, »Braunelei« und redet mit ihnen, wie man mit einem vernunftbegabten Wesen spricht. Zur Melkzeit kommen in der Regel die Kühe zur Hütte; den Tieren schweren Simmenthaler Schlags aber muss die Sennerin mit dem Melkkübel bis zu ihrem jeweiligen Weideplatz nachgehen; denn diese würdigen Hornträgerinnen mögen sich in dem Geschäft ergiebigster Milchbereitung nicht durch unnötiges Umherklettern stören lassen. Die angesehenste Kuh der Herde ist die Kranzel- oder Roblerkuh, die eine mächtige kupferne Glocke am Halse trägt. Manchmal haben auch mehrere Kühe die Ehre, Glocken tragen zu dürfen; immer aber ist die Roblerkuh das Leittier; sie geht voran, wenn im Sommer auf die Alm, und wenn im Herbste wieder zu Thal gezogen wird.

Der gründlichste Kenner altbayerischer Sennereiwirtschaft, Hartwig Peetz, spricht es wiederholt aus, dass diese Wirtschaft wohl bis in die grauesten vorgeschichtlichen Tage zurückreicht; bis in eine Zeit, wo das Volk der Alpengaue noch zwischen den Zungen der grossen Gletscher hauste, deren Spuren wir heut überall auffinden. Uralte Bergnamen erinnern daran, wie alt eine geregelte Sennerwirtschaft ist. Das Wort Kaser, in den bayerischen Alpen sowohl für Sennhütten als auch für Holzknechtsstuben gebraucht, kömmt keineswegs von Käse, sondern vom lateinischen casa, Hütte, und weist rückwärts in die Tage der römischen Provinzialherrschaft. Die Tüchtigkeit der bajuwarischen und steierischen Sennerinnen war schon den römischen Landbautheoretikern bekannt. Das Vieh, welches in den Anfängen der historischen Zeit in unseren

und den benachbarten Tiroler und Salzburger Berglandschaften geweidet wurde, war die bekannte braune Pinzgauer Rasse. Mancherlei Anzeichen weisen darauf hin, dass die eigentlichste Heimat dieses Braunviehes im Duxer Thale zu suchen sei. Ob diese Tiere aber von dem alten Auerwild abstammen, darüber sind selbst die Kundigsten im Zweifel.

Es war Brauch von altersher, dass die Alpenbevölkerung im Sommer mit ihren Rindern auf die Gemeinweide zog. So viel Rinder einer daheim im Winterstall mit eigenem Futter ernähren konnte: soviel durfte er auch zur Almfahrt mitnehmen. Das galt schon zur Römerzeit. Die kärntischen Wenden aber trieben Viehhandel bis weit ins Bayerische herein. In der Zeit des Mittelalters scheint die Grenze der Waldungen höher oben an den Bergen gewesen zu sein; damit mussten auch die Almen etwas höher liegen, als heutzutage. Sie waren unwirtlicher, aber üppiger, als dieselben Plätze heute sind. Butter und Käse von den bayerischen Almen wurden aber nicht bloss in Bayern verspeist, sondern auch von Pinzgauer Händlern gekauft und über den Velber Tauern auf Saumrossen nach Italien gebracht. Die Wege, welche das Vieh auf seine Almen zu machen hatte, waren mitunter mehrere Tagmärsche lang, indem zum Beispiel das Kloster Chiemsee Almen auf dem Jochberge bei Pass Thurn besass.

Von Anbeginn war das Vieh nicht bloss auf die Matten über den Bergwäldern, sondern auch in die Wälder selbst getrieben worden. Rechtzeitig erkannte man indessen, dass die Wälder nicht allein durch raubsüchtiges und ungeregeltes Holzschlagen, sondern auch durch die Ausdehnung der Viehweide geschädigt würden. Und so beginnt seit dem sechzehnten Jahrhundert der Kampf zwischen der Staatsgewalt und der viehhaltenden Bauerschaft, in welchem um Wald und Alm gekämpft ward. Schliesslich ist in diesem Kampfe der Forstmann Sieger geblieben; den Bauern wurden die Almenrechte durch zahlreiche Verordnungen verringert und in bestimmte Grenzen gewiesen, sodass jetzt das Hirtenvolk

und sein Vieh nicht mehr zum Schaden des Waldes hausen darf.

Man kann wohl sagen, dass diese alte Fehde zwischen Wald und Alm nunmehr zu einem Ausgleich gekommen ist. Was von den Almen dabei dem Walde aufgeopfert wurde, sind meistens die dürftigen Aibln (Älplein) gegen die Grenze des Pflanzenwuchses zu an den Gehängen höherer Bergkuppen. Dort ist der Boden dürr und steinig; wer hinansteigt, sieht Gras mit Geröllströmen schon stark vermischt.

So gut wie in den schwäbischen (Algäuer) Alpen ist der Weideboden in den bayerischen Alpen östlich vom Lech bis zur Salzach wohl niemals gewesen, lässt sich auch nicht so gut machen. Wie brauchbar der Weideboden in den Bergen überhaupt ist, darüber scheinen mancherlei verkehrte Anschauungen zu bestehen; wenigstens behaupten recht sachkundige Stimmen, dass die für unsere Grundsteueranlegung vorgenommene Bonitierung der Almgründe durch und durch unrichtig sei. Verbessert haben sich diese Almgründe auch nicht seitdem; aber käsekundige Algäuer Landwirte haben doch behauptet, dass auch bei uns eine schwunghafte Alpenwirtschaft betrieben werden könne.

Die bayerischen Almgründe sind entweder Eigentumsalmen oder blosse Berechtigungsalmen. Für letztere, welche bei weitem die grössere Bodenfläche einnehmen, steht das Eigentum dem Staate zu; die Almgänger aber, das heisst die Herdenbesitzer, haben von altersher das Recht, eine bestimmte Menge Vieh aufzutreiben. Zu den Berechtigungsalmen gehören auch die Mais-Almen, das sind solche Gründe, auf welchen früher Wald gestanden hat, und die hernach eine Zeitlang mit Vieh betrieben werden dürfen. Der Bergwandrer kennt diese Maise wohl: weite Waldlichtungen, mit Stümpfen abgehauener Stämme übersät, besonders erfreulich durch ihren Reichtum an köstlichen Erdbeeren. Wenn Bodenverbesserungen zu erhoffen sind, so ist das natürlich nur auf den Eigentumsalmen zu erwarten.

Im ganzen sind die Almgründe, seit der Geschichtschreiber ihre Benutzung kennt, sowohl an Umfang wie an Güte geringer geworden. Das hindert uns nicht, den Sachverständigen Recht zu geben, wenn sie behaupten, es liesse sich mit Hilfe von Genossenschaftsställen, von sorgsamer Zucht- und Molkereiwirtschaft und von thunlichster Bodenverbesserung auch heute noch ganz Erspriessliches aus den bayerischen Almen gestalten. Und vollständig braucht man bei einer solchen Verbesserung das jauchzende Weibervolk nicht von den Almen wegzuweisen, um es durch prosaische Senner aus der Schweizer Käseschule zu ersetzen. Der wahre Freund der Berge mag dort oben keine Käsefabriken erstehen sehen; aber es würde ihn auch nicht freuen, wenn die Almwirtschaft noch mehr zurückginge. Dafür ist sie ein zu schönes Stück Poesie in unserem vernüchterten Wirtschaftsleben. Wenn man von dieser Wirtschaft nicht reich wird, so wird man doch kraftvoll und gesund, harmlos und frei auf den Almen, und von Herzen gönnen wir dem almerischen Völklein seinen alten Spruch:

Auf der Alm giebt's koa' Sünd'!

SECHSTES KAPITEL.

Fischerei und Schiffahrt.



Meereswogen brandeten einst an den Nordfuss der bayerischen Berge, viele Jahrtausende vor den Gletschern der Eiszeit. Verschwunden ist dieses Meer und zerschmolzen die Gletscher; an ihrer Statt säumt ein Gürtel von braunen Mooren und blinkenden Seebecken das Gebirge. Und nicht allein vor den Bergen liegen solche Wasser, sondern auch zwischen ihnen, eingebettet in Felsenkesseln. Gerade die Seeufer mögen mit zu den ältesten Kulturstätten gehören. War hier doch die Landschaft besonders lieblich, der Verkehr am leichtesten.

Die Umarmung von Land und Wasser schafft dem Menschen mancherlei Arbeit und Erwerb. Fischerei insbesondere gehört zu den ältesten Arbeiten der Völker. So auch an den bayerischen Seen sowohl, wie an den Strömen und Bächen des Gebirgs. Die Fischarten sind aber andere in den Seen des Vorlandes, in den eigentlichen Bergseen und in den fliessenden Wassern. In den Seen des Vorlandes ist der gewaltigste Fisch der Waller oder Wels, der zu unterst am Seegrunde steht und Manneslänge erreicht. Edler sind die Lachse, die an Güte dem Rheinsalm nicht nachstehen; gröber und von wilder Gefrässigkeit die Hechte; als Massenfische aber, die in ganzen Heereszügen erscheinen und gefangen werden, erscheinen die zarten Renken und die Brachsen. Dazu kommt noch mancherlei kleineres Fischgesindel. In den Bergseen dagegen ist die Lachsforelle heimisch, der köstlichste aller Süsswasserfische, dem kein Fisch aus Meerestiefen an Wohlgeschmack gleichkommt. Und in den Bächen, die aus den Bergen ins Flachland niedergehen, sind Forellen und Aeschen die edelsten Bewohner.

Neben der Jagd ist die Fischerei jene Arbeit, die besonders gern zum Sport wird; und gerade deswegen sagt sie dem altbayerischen Volkscharakter zu. Den schwersten Arbeitsaufwand erfordert sie an den grossen Seen. Hier fischt der gewerbsmässige Fischer entweder mit dem Netze oder mit der Legangel; Schleppangel und Rute werden nur von Dilettanten gebraucht. Die Netzfischerei ist hier, wie an jedem grösseren stehenden Gewässer, harte und nasse Arbeit, eine Arbeit, welche wie keine andre den Menschen gleichgiltig gegen die Unbilden der Witterung macht. Die Fischerei mit der Legangel erscheint mehr als Nebenerwerb. Wo das Gewerbe von Geschlecht zu Geschlecht sich fortvererbt, da erscheinen die Fischer durchgängig als hagere, meist hochgewachsene Leute; die schwere Arbeit in jeder Witterung lässt sie frühzeitig altern; aber wenn sie mit fünfundvierzig Jahren schon völlig verwittert aussehen, bleiben sie hernach ziemlich gleich bis zum fünfundsech-



CHIEM-SEE-FISCHER.
FISCHER
von Frauenwörth.
FLOSS auf der ISAR.

zigsten oder siebenzigsten. Steinalt werden sie selten und wohlhabend auch nicht, wenigstens nicht durch ihr Gewerbe. Sie sind immer die wetterkundigsten Menschen ihrer Gegend; denn sie lesen die Wetterzeichen nicht bloss in der Luft, in Wind und Wolkenzug, sondern auch im Wasser. Ihr heimisches Gewässer kennen sie natürlich genauer, als jeder andre; an scharfer Naturbeobachtung thut es ihnen bloss der Jäger gleich.

Schauen wir uns die Fischer, etwa am Chiemsee, näher an.

Regungslos und spiegelblank unter glühender Augustsonne flimmert der See. Gewitterdunst hüllt die an der Südseite hochaufragenden Bergriesen in tiefblaue Schleier; schwül und brütend liegt der Wald hinter dem von weissem Kies gesäumten Strande.

Ein Fahrzeug stösst an diesen Strand. Es ist ein hochgeschnäbeltes, altes Eichengebäude, an seinen vom Wetter und von den Jahren zerrissenen Wänden vielfach mit Eisenklammern geflickt. Drei Männer sind in dem Schiffe und ein Haufen Tau- und Netzwerk. Nun wirft der eine dieser Männer ein Tau mit einem daran befestigten Holzstücke ans Land; dann stösst das Fahrzeug wieder vom Ufer ab, indem es das Tau, an welchem eine Reihe von Holzpflöcken hangen, hinter sich fallen lässt. Einer der drei Männer wirft das Tau aus; die anderen beiden rudern. Nachdem etwa zehn oder fünfzehn Schiffslängen Tau ausgeworfen, folgt das Netz; oben durch Hölzer, die auf dem Wasserspiegel schwimmen, festgehalten, nach unten durch Thongewichte beschwert. In grossen Bogen wird es ausgeworfen; dann kehrt das Schiff wieder dem Lande zu. Abermals folgt ein Stück Tau, das hinter dem Schiffe ins Wasser sinkt; dann stösst der Bug des Fahrzeugs wieder knirschend auf den Kies. Die Männer legen ihre Ruder nieder; zwei von ihnen schwingen sich über den Schiffsrand ins Wasser, waten ans Ufer und fangen an, die Taue mit gleichmässigen Griffen an sich zu ziehen. Es ist furchtbar schwere Arbeit; man erkennt das Gewicht des Netzes daran, wie

weit die Männer sich nach rückwärts lehnen müssen, wie sie sich mit ihren Holzschuhen in den schlammigen Kies einstemmen, und wie sich die Muskeln ihrer gebräunten nackten Arme aufblähen. Nach einer Viertelstunde etwa sind die Taue zu Ende, und das Netz erscheint. Sorgsam wird es zusammengefasst und angezogen. Der dritte Fischer fährt mit dem Schiffe in den Bogen des Netzes hinein und schlägt mit dem Ruder ins Wasser, um die etwa zwischen den Netzwänden befindlichen Fische in den hintersten, sackartigen Teil des Netzes, den »Bären« zu treiben.

Rascher werden die Bewegungen der Männer; ihre bisher gleichgiltigen Gesichter beleben sich. Diesmal scheint etwas im Netze zu sein. Das ist den Fischern aber auch wohl zu gönnen; denn seit Tagesanbruch sind sie an der Arbeit und haben noch kein Schüppchen gefangen. Und nun nähert sich der »Bär« dem Lande. Er ist zentnerschwer; silbern blitzt und schimmert es darin; es schlägt und zappelt. Hart treten die Fischer aneinander, bis sie endlich den Bären selbst fassen. Ein Berg von Fischen liegt vor ihnen, eingeschlossen in den Maschen des Netzes. Es sind »Brachsen«; keine sonderlich wertvollen Fische, aber gut zum Räuchern, und alle miteinander wohl über hundert Pfund schwer.

Nun werden sie rasch ins Schiff geworfen; Netz und Taue hinterher. Die Fischer schwingen sich wieder über den Bord und greifen zu den Rudern.

Die Sonne ist mittlerweile verschwunden; eine dunkle Gewitterwand deckt den halben Himmel; schwer und lichtlos liegen die Berge; schwarzgrün der See. Eine schreckhaft aussehende, rostfarbene Wolkenwalze schiebt sich unter der schwarzen Gewitterwolke daher. Die Männer wissen, dass ein schwerer Sturm kommt. Das Inseldorf von Frauenchiemsee aber, ihre Heimat, liegt noch in Meilenferne jenseits der dunklen Wasserfläche. Und nun fängt die Fläche zu zittern an; wenige Minuten später kommt der heulende Sturm geflogen, und bald klatscht das Schiff durch hochgehende, graue Wogen hin. Stundenlang

dauert der Kampf mit denselben, während Blitze zucken und das Rollen des Donners mit dem Sausen des Sturms und mit dem Rauschen der Schaumkronen sich mengt.

Die Männer in dem alten Eichenschiffe kümmern sich wenig um den Aufruhr der Elemente. Sie haben schon Schlimmeres mitgemacht, und es ist ihnen ziemlich gleichgiltig, dass das Schiff ab und zu wie ein bäumendes Pferd auf einen Wogenrücken hinansteigt, und dass ein andermal eine Sturzsee mächtig klatschend an die Schiffswand schlägt und einige Liter kaltes graues Wasser auf einmal in das Fahrzeug wirft. Nur wie dem im Gransen rudernden Manne eine Spritzwelle plötzlich bis in die Pfeife springt, dass das darin glimmende Tabakhäufchen zischend verlöscht: da kann er nicht umhin, einen derben Fluch zu murmeln.

Dann rudert er lautlos weiter.

Nach einer Stunde schwerer Arbeit ist ein schützender Landvorsprung erreicht; in ruhigerem Wasser gleitet das Fahrzeug rasch zur heimischen Lände. Zwei Weiber und ein paar weisshaarige Kinder warten dort am Ufergestein auf die Heimkehrenden. Nun werden die Bütten herbeigebracht, der Fang wird verteilt und die Netze zum Trocknen auf ein Gerüst aus grauen Stangen gehängt. Jetzt kann auch die erloschene Pfeife wieder angezündet werden, und eine Stunde Rast auf der Ofenbank ist den nassen, müden Männern wohl vergönnt, ehe sie an den Rest der Tagesarbeit gehen: an das Flicken des Netzes und an das Zurichten der Fische zum Räuchern.

Das Tagewerk des Fischers an einem der bayerischen Seen ist nicht übermässig gleichförmig. Es ist im Sommer ein anderes, als im Winter. Das Gewerb ist auch nicht so ergiebig, dass es für sich allein eine Familie zu ernähren vermöchte; die Fischer treiben daher alle nebenbei mehr oder weniger Landwirtschaft. Die wohlhabendsten unter ihnen sind immer jene, welche mehr Bauern als Fischer sind. Wenn landwirtschaftliche Arbeiten drängen, muss dann immer die Fischerei zurückstehen, und dasselbe Fahrzeug, das am Montag die

Netze trug, füllt sich am Dienstag mit Grummet oder Streu, mit Rüben oder Kartoffeln.

Die Verwertung der Fische ist jetzt nicht schwierig, seit es die Eisenbahnen möglich machen, dass die Fische wenige Stunden, nachdem sie der heimischen Flut entrissen worden, schon im Laden des Münchener Fischhändlers liegen; und seit an allen Seeufern Sommergäste und Touristen genug sich vorfinden, um die regelmässige Ausbeute wegzuessen. Man macht sich kaum einen Begriff von den Fischmassen, die etwa zu St. Bartholomä am Königsee, auf den Chiemseeinseln oder am Starnbergersee von den Touristen an jedem schönen Sommertage verspeist werden. Vor der Aera der Eisenbahnen und des Fremdenzuges war die Sache schwieriger; damals waren die Fischer weit mehr als heutzutage auf das Räuchern der Fische angewiesen; und es ist ohne Zweifel ein vielhundertjähriger Brauch, dass die Fischer ihre während der Woche geräucherten Fische am Sonntag in den Wirtshäusern der Nachbardörfer, namentlich bei Märkten, zum Verkauf austragen. Dass bei diesem Hausiergange der Fischer selber auch jeweils Durst bekommt und in seinem leeren Korb abends einen Affen nach haus trägt, mag wohl der Fischerin zum Ärgernis gereichen und den idyllischen Frieden der Fischerhütte hie und da durch kleine Prügeleien stören, erscheint aber doch als recht natürlich und begreiflich.

Am besten unter den bayerischen Seen erscheinen der Schliersee und der Würmsee bewirtschaftet; nicht ganz so gut der Chiemsee; am schlechtesten der Kochelsee, Ammersee, Walchensee und Königssee. Wer die gigantischen Lachsforellen betrachtet, die im Jagdschlösschen zu St. Bartholomä abgebildet an den Wänden hangen, wird sich einiger Wehmut nicht erwehren können, wenn er sieht, wie kleinwinzig die Urenkel jener Fischriesen heutzutage sind, und wenn er erfährt, dass man jetzt am Königssee überhaupt nur noch solche Fische speist, die aus dem österreichischen Attersee mit der Eisenbahn herüber gekommen sind. Der bayerische land-

wirtschaftliche Verein hat sich zwar seit dem Jahre 1848 bemüht, die künstliche Fischzucht in Bayern einzubürgern; aber die Edelfische haben sich trotz dieser redlichen Bemühungen nicht in dem Grade vermehrt, als es die unersättliche Gefrässigkeit der Touristenschwärme erforderlich scheinen lässt.

Es mag hier wohl auch am Platze sein, einen Blick auf die Schiffahrt der bayerischen Alpengewässer zu werfen. Wenn man vom Bodensee absieht, der ja kein rein bayerisches Gewässer ist, so zeigen sich in dieser Hinsicht beträchtliche Unterschiede. Auf den grossen Seen des Alpenvorlandes, dem Chiemsee, dem Starnberger- und Ammer-See war vor vierzig Jahren noch der Einbaum, aus einem einzigen mächtigen Eichenstamme gezimmert, das landesübliche Fahrzeug. Die eleganteste Form zeigten diese Fahrzeuge am Starnbergersee, wo sie kurz, mit erhobenem und zugespitzten Vorder- und Hintersteven waren; der Vordersteven oder »Gransen« bedeutend höher als der Hintersteven. Am Chiemsee zeigte sich das Fahrzeug gestreckter, mit abgestumpftem Stern. Diese Schiffe waren, bei geschickter Behandlung, in hohem Grade seetüchtig und rasch, erforderten aber für den Steuermann einen ansehnlichen Aufwand an Kraft und Gewandtheit. Der Steuermann ruderte stehend, die übrigen Ruderer sitzend. Die aus zwei Stücken, der Stange und der Schaufel, zusammengesetzten schweren Ruder bewegten sich in aus gedrehten Fichtenzweigen oder aus Weiden geflochtenen Ringen (»Wieden«). Seit die grossen Eichen selten und teuer geworden sind, baut man die Schiffe aus Brettern und zwar — worin technisch jedenfalls ein Rückschritt liegt — aus Fichtenholz. Denn jene alten eichenen Einbäume hatten eine Lebensdauer von 60—80 Jahren, die jetzigen Bretterschiffchen nur von 10—12 Jahren. Die urwüchsigsten Fahrzeuge, die man auf bayerischen Wassern sehen konnte, waren bis vor kurzer Zeit jene Einbäume, in welchen bloss die Holzknechte über den Königsee fuhren: aus einem einzigen Fichtenstamme ganz roh ausgezimmert, an Bug und Stern

abgestumpft. Seit etwa zwanzig Jahren hat der Schiffbau am Starnberger- und Tegernsee ganz bedeutende Fortschritte gemacht; dort kommen jetzt Boote von den Werften, als wären sie zu Hamburg oder Southampton gezimmert. Sie sind aber bloss für den Segelsport der Städter; jene Schiffahrt, die dem Arbeitsleben des einheimischen Volkes dient, hat keinen Fortschritt gemacht. Das Fichtenholz ist als Schiffsmaterial einfach nichtswürdig; missverstandene Sparsamkeit verhindert die Seeanwohner an der Verwendung von Planken aus Eichen- oder Lärchenholz; mit der Verwendung dieses besseren Materials kämen aber auch sorgfältigere Ausführung und bessere Formen. Mit dem Schiffbaumaterial hat sich auch die Art des Ruderns verändert. Die Einbäume aus Eichenholz hatten wegen ihres Gewichtes so stäten Gang, dass sie von gewandten Händen mittels eines einzigen Ruders stehend regiert werden konnten; die Bewegung dabei war graziös und gesund. Mit den leichten und unstäten Bretternachen der neueren Zeit ist das Arbeiten mit zwei Rudern immer üblicher geworden, eine Bewegung, welche, wenn sie stehend ausgeübt wird, sehr viel Kraft und Geschicklichkeit beansprucht, für den Sitzenden dagegen leicht, aber dafür nicht ohne einen gewissen knechtischen Zug ist. Segel wenden die eingebornen Seeanwohner nicht an, trotz der importierten Segelboote, die im Sommer vor ihren Augen umhergaukeln.

Die seemännische Begabung der Anwohner ist an den einzelnen bayerischen Gewässern sehr ungleichartig. Die mutigsten und dabei zuverlässigsten Seeleute sind die Fischer an den grossen Seen des Vorlandes, dem Chiemsee, Starnberger- und Ammersee, während an den eigentlichen Gebirgsseen, wo die Gefahr weit geringer ist, auch Übung und Verständnis, ja selbst der Mut für die Seefahrt geringere sind. Ohne Übertreibung — an den Ufern des Chiemsees hat jedes alte Fischerweib mehr Kühnheit und mehr Geschick in der Handhabung eines Bootes, als auf dem Königsee jene furchtbar schneidig aussehenden Gesellen mit ihren Spielhahnfedern, die dort

Tag für Tag ganze Schiffsfrachten von Berlinern, Engländern und Amerikanern über den See hintriften. Die Seen des Vorlandes sind weit stürmischer, als jene bergumschlossenen Felsenkessel, in welchen der Sturm zwar wüsten Lärm verursacht, aber niemals mit so verheerender Gewalt über die Flächen hinwegfegen kann, wie vor den Bergen.

Während des tiefsten Winters sind die Gebirgsseen fast immer mit einer Eisdecke bedeckt; die Seen des Vorlandes erhalten diese Decke nicht jedes Jahr. Für die Seeanwohner ist sie erwünscht; sie leistet bei mancherlei Arbeitsthätigkeit wohlwollende Unterstützung. Eine spiegelblanke Eisdecke schafft den Seeanwohnern ein unvergleichliches Verkehrsmittel; kaum trägt sie, so eilen schon die Schlitten über sie hin, mit Holz und Streu beladen; die Fischer schlagen Löcher in die Kristalldecke, stellen sorglich Eisblöcke als Warnungszeichen daneben und senken ihre Legangeln hinein. Ist die Eisdecke fest genug, so werden die gangbaren Wege durch eingesteckte Fichtenzweige bezeichnet, damit sie auch bei Nacht und Nebel gefunden werden können.

Noch einer Art von Wasserfahrt muss hier gedacht werden: der Flösserei. Jene glänzenden Zeiten dieses Verkehrsmittels sind freilich vorbei, in welchen Mittenwald ein blühender Mittelpunkt internationaler Handels- und Speditionsgeschäfte war. Dazumal konnte es geschehen, dass die Mittenwalder Flösser Bozener Wein und welsche Südfrüchte auf ihren Fahrzeugen verluden, und dass demnach die goldenen Äpfel der Hesperiden zwischen den Fichtenstämmen des Karwendelgebirgs umherkugelten. Auch die Flossreisen von München isarabwärts zur Donau und nach Wien — man konnte für vier Gulden nach Wien als Passagier reisen — haben ein Ende genommen, seit die Eisenbahnen fast ebenso billig, aber viel schneller, bequemer und vor allem viel trockener transportieren, als die Flösser. Die letzteren begnügen sich jetzt mit den wohlfeilsten Frachten, als da sind Bretter, Sägbäume, Kalk und dergleichen; und ebenso mit den anspruch-

losesten Passagieren, wie zum Beispiel Handwerksburschen, denen das Geld gänzlich ausgegangen ist, oder Jachenauerinnen, die von einem befreundeten Flossknecht bloss um ihrer schönen Augen willen nach München zum Oktoberfeste hinuntergeflösst werden und zum Danke dafür dem wackeren Steuermann die Zeit mit anmutigem Gespräch verkürzen.

Die Flösserei auf den bayerischen Flüssen ist uraltes Gewerbe, und insbesondere war die Isar bis in die neueste Zeit eine hochwichtige Flossstrasse. Die Männer von Länggries und aus der Jachenau stellten zu diesem Geschäfte Arbeiter von erstaunlicher Kühnheit und Gewandtheit; Arbeiter, welche in bezug auf Technik wohl von den berühmten Schwarzwaldflössern auf der Kinzig und Wolf, an Kühnheit aber nirgends übertroffen werden. Die Flösser aus dem Isarwinkel sind ein Geschlecht von Riesen, gewohnt, mit wilden Bergwassern zu kämpfen. Ihre rohen Fahrzeuge, die, im Gegensatze zu denen anderer Ströme, immer nur kurz gebaut sind, werden im Oberlaufe der Isar zusammengestellt, aus den Stämmen, welche die einsamen Waldthäler bei Fall und Vorderriss liefern. Aber so einfach Fahrzeug und Fracht sind: es ist ein fröhliches Fahren, den blaugrünen, reissenden Strom herab, dessen Wellen und Wirbel oft genug dem schneidigen Lenker des Fahrzeugs über die Füsse schäumen. Der steht an seinem Steuer gerade so stolz wie der Steuermann eines Dreimasters; und wenn das Floss durch die Stromschnellen schiesst, als wollte es in tausend Trümmer gehen: dann schwingen die Männer darauf ihre Hüte und schicken auch einen Jauchzer herüber als Gruss aus der waldgrünen Jachenau!

SIEBENTES KAPITEL.

Bergleute und Steinarbeiter.

AN jener wunderschönen Strasse, die von Reichenhall nach Berchtesgaden führt, sitzen, unweit der ersten Häuser Berchtesgadens, ein paar arme Menschen im Gras. Es ist ein alter, blinder Mann in einem verschossenen Bergmannskittel, den Schachthut auf dem Kopfe. Neben ihm kauert sein Enkelkind, ein kleines, blondhaariges Mädchen mit blassem Gesicht und grossen traurigen Augen. Es ist die Führerin des alten Mannes. An der anderen Seite des Mannes steht sein Handwerkzeug: ein hoher, dunkelgrün angestrichener Kasten. Unten in diesem Kasten befindet sich eine Drehorgel; darüber zwei Thürflügel. Wenn dieselben aufgeschlagen werden, sieht man in das Innere eines Miniaturbergwerks. Da sieht man oben einen Pferdegöpel, darunter einen Schacht, aus welchem an den Seiten Stollen ausmünden. Man sieht an dem Göpel kleine Pferde, in dem Schachte Tonnen an Grubenseilen, und in den Schachten kleine zollhohe Bergleute mit kleinen Wagen, mit Schlägel und Keilhaue. Sobald die Orgel gedreht wird, setzen sich die Figürchen in Bewegung; die Pferde treiben den Göpel, die Tonnen gehen auf und nieder, die Bergleute beginnen mit ihren Werkzeugen in das Gestein zu hämmern.

Ich hatte die beiden Leute schon irgendwo draussen, in einem Dorfe des Alpenvorlandes gesehen, vor ein paar Tagen. Nun setzte ich mich neben den alten Berg-

mann an den Strassenrand und knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

Was ich von ihm erfragte, war wenig erfreulich. Ein Leben voll mühsamer Arbeit und gegen das Ende dieses Lebens zu die bittere Arbeit und Hilflosigkeit. Der Mann war ein geborner Berchtesgadener; seine Eltern und seine Grosseltern waren Bergleute in Berchtesgaden gewesen. Ein kleines, armseliges Häuschen war sein Heim; aber dieses Häuschen stand in jener paradiesischen Berglandschaft, in der wir eben sassen. Er hätte das Heimwesen haben können. Aber für ein paar hundert Gulden hatte er sein Erbrecht verkauft und war in die Welt gezogen, das Glück zu suchen. Er hatte es nicht gefunden und war wieder heimgekehrt, um sich in dem benachbarten Schellenberg als Salinenarbeiter niederzulassen und eine Familie zu begründen. Da war er erst vollständig in Armut und Arbeitslosigkeit verkommen. Und als sein Weib gestorben und sein einziges Kind von mitleidigen Leuten angenommen war, da war er denn von neuem in die Welt hinausgezogen. Aber wo er auch gearbeitet hatte: das Glück hatte er sich nirgends erarbeitet. Er hatte in einer Grube am Rauschenberge gearbeitet, bis dieselbe als hoffnungslos aufgegeben ward; dann war er tief hinein nach Österreich, in die Goldgruben von Rauris, und hatte überall bloss Not und Elend kennen gelernt. Und endlich hatte ihn das Schicksal bis nach Siebenbürgen verschlagen. Dort hatte er nach langen Jahren gemerkt, dass es mit seinem Augenlichte zu Ende ging, und war dann, vom Heimweh getrieben, den ganzen weiten Weg wieder zurückgewandert bis nach Berchtesgaden. Als er daheim angekommen war, da war er schon soweit erblindet, dass er eben noch die weisse Strasse sah. Den Watzmann aber, den er so gern noch einmal gesehen hätte — den sah er nimmer. Dann kauften ihm mitleidige Menschen von seinen kleinen Ersparnissen das Spielwerk, mit welchem er umherziehen konnte, und nachdem er gänzlich erblindet war, gaben ihm seine Verwandten das Enkelkind als Wegweiser mit.

An ihrer Seite hatte er nun seit ein paar Jahren die Dörfer und Märkte im bayerischen Gebirge, im Salzkammergut und in der Schweiz durchwandert, hatte seine Orgel gedreht und seine kleinen Bergmännlein arbeiten lassen. Jetzt war es wieder Spätherbst geworden, und der alte Berginvalide wollte nochmals in seine Heimat zurück. Zum letzten Mal, wie er sagte; denn er gedachte, den Winter nicht mehr zu überleben. Und ich glaubte ihm.

Der Mann war eine Art Philosoph. Ich konnte nicht mit ihm streiten, als er sagte: »Schauen's, Herr! Das is dem Menschen sein Unglück, was unter der Erden is! Wann's unter der Erden nix geben thät, nachher könnt' man kein' Krieg führen, und arme Bergleut' thät's auch keine mehr geben!«

Hernach war er doch wieder recht froh um ein Stückchen Silber, das unter der Erde gewachsen war.

Wenn es nichts gäbe unter der Erde! Dann wäre also die Steinzeit die letzte Phase der industriellen Entwickelung des Menschen geblieben! Der industriellen Entwickelung wohl; aber nicht des ganzen Ausbaues menschlicher Gesittung. Diese hängt nicht bloss von dem ab, was unter der Erde ist.

Die bayerischen Alpen sind im ganzen arm an jenen Schätzen, welche die steinerne Erdrinde dem Menschen bietet. Der hierzuland wertvollste Teil dieser Schätze ist noch das Salz, welches zu Berchtesgaden als Steinsalz und als Sudsalz, zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim aber nur durch Versieden von Soole gewonnen wird. Der Volksfreund muss es entschieden als einen glücklichen Zug unserer wirtschaftlichen Entwickelung ansehen, dass gerade die Salzproduktion den Schwerpunkt des Bergbaus in den bayerischen Bergen bildet. Manches Übel, das an andre bergmännische Betriebe sich heftet, fehlt dem Salzbergbau. Schon die Arbeit der Bergleute selbst ist eine gesündere, reinlichere und minder anstrengende, als in den Gruben, wo andere unterirdische Güter gewonnen werden. Man wird in der ganzen Welt

wohl umsonst einen Bergbau suchen, der an Reinlichkeit, man möchte fast sagen an Salonmässigkeit, dem Berchtesgadener gleicht. Ein weiterer Vorzug dieses Betriebes aber liegt darin, dass der grösste Teil der dazu gehörigen Arbeiten nicht unter, sondern über der Erde geschieht. Was unter der Erde zu vollbringen ist, arbeitet ja zumeist das Wasser, indem es das Salz aus dem »Haselgebirge« für den Menschen heraussaugt. Dagegen beschäftigen die Erhaltung und der Dienst an jenen mächtigen Soolenleitungen, welche die salzhaltigen Wasser weiterführen, in den Sudhäusern und Brunnenhäusern, an Salinenwegen und dergleichen eine Menge von Arbeitskräften, welche über der Erde arbeiten dürfen, oft im grünen Walde und im hellen Sonnenschein.

So kommt's, dass alles, was an der Saline mitarbeitet, ein menschenwürdiges Dasein führt. Um so mehr, als der ganze Betrieb keine fetten Dividenden zu erzielen braucht, sondern dem bayerischen Staate gehört, der immer mit einer gewissen väterlichen Milde darauf bedacht war, die Arbeiterbevölkerung seiner Werke nicht zum verzweifelten Proletariat verkümmern zu lassen.

Neben dem Salze spielt in den Bergbauen der bayerischen Alpen die Steinkohle eine Hauptrolle. Und man muss sagen, dass auch hier, obschon es nicht so leicht war wie beim Salze, sowohl das Staatswerk bei Peissenberg, als auch die Privatwerke bei Penzberg und Miesbach alles gethan haben, um die schlimmsten Schäden, die sich an den Betrieb von Kohlengruben knüpfen, fernzuhalten. Dass es ihnen gelang, mag wohl auch daran liegen, dass die oberbayerischen Kohlenfelder nicht sehr reichhaltig sind. Die paar hundert Familien von Bergleuten, welche in diesen Kohlenfeldern Beschäftigung finden, sind von einer so kraftvollen und wohlhabenden landwirtschaftlichen Bevölkerung umwohnt, dass sie gar nicht dazu kommen können, ihrer Landschaft einen stark industriellen Zug zu verleihen.

Zum Graben in den Eingeweiden der Erde hat übrigens der Altbayer keine rechte Lust. Er braucht zu

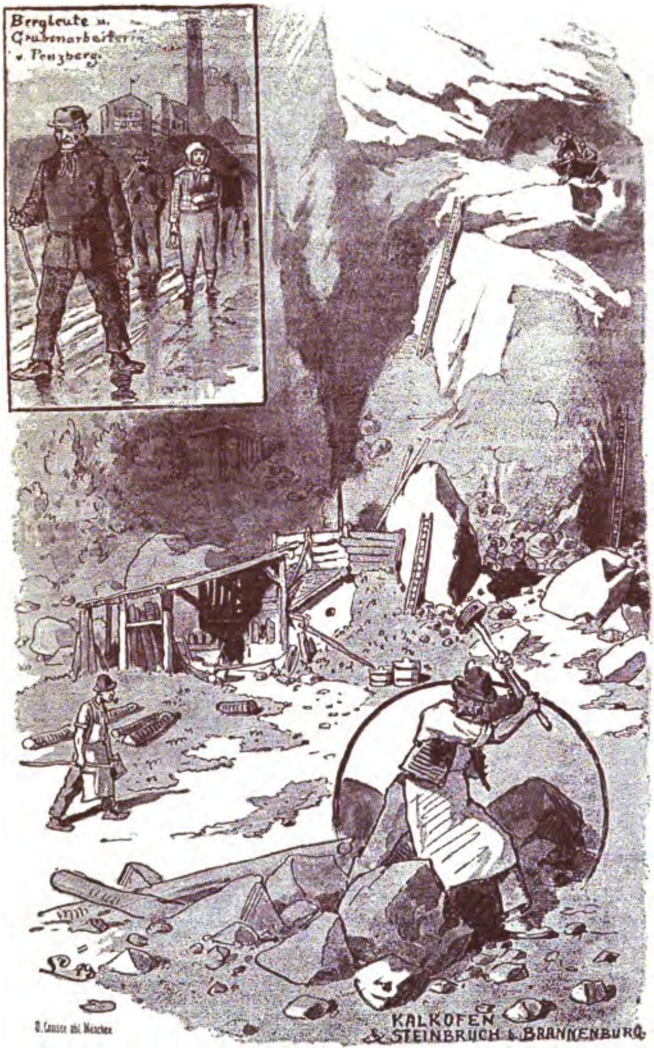
viel frische Luft und überlässt daher die Arbeit in den Kohlenwerken meist zugewanderten Arbeitern: Oberpfälzern, Schlesiern, Sachsen.

Zahllos sind die Stätten in den bayerischen Bergen, wo vordem Bergbau getrieben oder wenigstens versucht ward, und wo man jetzt nichts mehr sieht, als ein düsteres Stollenmundloch oder die grünüberwachsenen Trümmer eines zerfallenen Tagbaus. Eigenartig ist der Eindruck solcher längstverlassener Arbeitsstätten, von welchen heutzutage die Umwohner kaum mehr wissen, wozu sie einst dienten. Frägt man darnach, so erfährt man mitunter, wie die Sage allmählich ihr goldnes Gewebe über diese vergessenen Felsenlöcher spinnt. So ward zu Fischbachau am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Bergbau auf Eisen und Grünerde getrieben; zu Fischbach am Inn grub man dazumal auf Silber. Bei Bayerischzell ward noch im vorigen Jahrhundert Eisen verhüttet. Im Aigenthal bei Prien geht ein vergessener Stollen in den Berg, und hoch droben, zwischen den Schroffen der Kampenwand, zeigten einem vor zwanzig Jahren noch die Sennerinnen der Schlechtenberger Alm das »Goldloch«, in welchem man noch die Reste der früheren Grubenzimmerung fand. Auch im Eschelmoos ward einst auf Silber gegraben; im Staufen bei Reichenhall auf Gold, Silber und Galmei. Die Reste der alten Hüttengebäude kann man dort noch finden. (Vierthaler.) Auf der Königsbergalm, über dem Königsee, liegen verlassene Galmeigruben; der ehedem erzreiche Rauschenberg liegt verödet, und auch in der schauerlichen Wildnis des Höllenthals, unter den Steilwänden der Zugspitze, erwies die Tiefe der Berge sich als unzuverlässig und trügerisch. Wo sich in den Kalkgebirgen Erzlagerstätten finden, sind's eben keine langgestreckten Gänge, sondern regellos verstreute Nester, nur dazu angethan, um Hoffnungen zu erwecken und dann den suchenden Menschen bitter zu enttäuschen, bis er verzweifelnd den Platz verlässt, wo er Arbeit und Wohlstand an taubem Gestein vergeudete. Wenn man eine solche alte Arbeitsstätte betrachtet, über

deren Trümmern jetzt das Krummholz seine knorrigen Wurzeln flicht und Alpenblumen im Winde sich wiegen: dann mag vielleicht einseitiger Industrialismus es bedauern, dass kein reicherer Segen aus den Tiefen dieser Berge zu holen war. Wir wollen darüber nicht schwere Klage führen.

Wenn auch aus den Tiefen der Berge nicht viel zu holen ist: mancherlei Arbeit giebt doch das Gestein, das zu Tage liegt. Da die ganze Kette der bayerischen Alpen aus Kalk besteht und weisses Kalkgestein das Bett jedes den Bergen entströmenden Wassers bildet, ist die Kalkbrennerei ein wichtiger Erwerbszweig, und zahlreiche kleine Kalköfen sind als charakteristische Einrichtungsstücke der Landschaft am Fuss der Alpen zu betrachten. Am bequemsten erschien ihre Anlage an den Ufern der grösseren Alpenströme, wo das Material von den rastlosen Wellen bereitwillig hergerollt wird; insbesondere an der Isar, die dann auch dienstbar sein muss, um die auf Flössen verladenen gebrannten Kalksteine stromabwärts zu tragen. Das Einsammeln der Kalksteine im Strombette der oberen Isar besorgen in der Regel Weiber und Mädchen, die dabei ihre arbeitshinderlichen Gewänder in weiten, weissen Beinkleidern verbergen; und es macht einen eigenen Eindruck, auf den grellweissen Kiesbänken des Stromes diese weissen Gestalten gleich mittäglichen Gespenstern umherwandeln zu sehen, wie sie sich nach den Steinen bücken, dieselben in ihre Schiebkarren — »Radeltruhen« heissen sie hier — werfen und dann die wohlfeile Ausbeute auf Bretterpfaden das Stromufer hinaufschleppen zu dem ebenfalls schneeweiss vom waldigen Hintergrunde sich abhebenden Kalkofen.

Anderer Art ist die Arbeit in vielen Steinbrüchen, die sich allenthalben am Rande des Gebirgs und in den Thälern finden. Zu Steinbrucharbeiten lässt sich auch der Altbayer lieber herbei, als zu dem unterirdischen Werke des Bergmanns. Denn in den Steinbruch leuchtet doch die liebe Sonne herein; und die Arbeit an sich, der Kampf mit grossen und kleinen Felstrümmern, sagt


Bergleute u. Grubenarbeiterin v. Penzberg.
KALKOFEN & STEINBRUCH b. BRANNENBURG.
O. Consée xbl. München

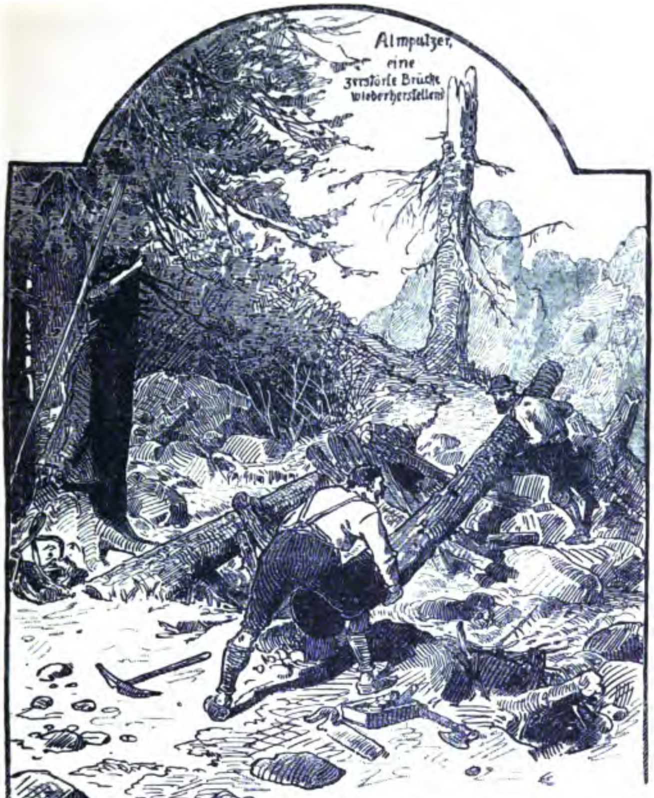
dem Volkscharakter zu. Die bedeutendsten Unternehmungen der Gesteinsindustrie in den bayerischen Alpen sind die Staudacher und die Peissenberger Zementbrüche. Auf eine Entfernung von zwölf Kilometern erkennt man deutlich das mächtige Loch, welches die erstgenannten Werke in den waldigen Fuss des Hochgern gegraben haben. Wie die Steinkohle ihre ganze Landschaft schwarz färbt, so färbt hier der Cement ockergelb; licht ockerfarbig werden Strasse, Wände, Dächer und Menschen; es ist, als wäre man in eine gelbe Welt geraten.

Neben den Zementbrüchen sind aber auch zahlreiche Brüche von Bausteinen vorhanden. War schon von alters her der Untersberger und Tegernseer Marmor berühmt, so sind später auch Brüche von rotem Marmor bei Hohenschwangau und Füssen, bei Unterau, am Spitzstein, am Kammerkahr und am Haselberge bei Ruhpolding erschlossen worden; eine sehr ansehnliche Marmorindustrie arbeitet neuerdings in Kiefer. Wetzsteine und Mühlsteine werden auch stellenweise gebrochen. Die meisten dieser Werke sind so bescheidenen Umfangs, dass sie nur als industrielle Pünktchen in der grossen Wald- und Felslandschaft des Gebirgs erscheinen. Die Hauptmasse des Alpengesteins ragt kahl und unfruchtbar seit Jahrtausenden, Schrofen und Wände, Karrenfelder und Schutthalden. Aber überall, wo die Natur nicht bis ins Kleinste nutzbar ist, wird sie dafür zu einer unvergänglichen und unerschöpflichen Schatzkammer, aus welcher der Mensch Lebenskraft und Lebensfreude holen kann.

Eine besondere Sorte von Steinarbeitern sind die Wegmacher. Auch im Gebiete des Strassen- und Wegebaus hat in den bayerischen Bergen die uralte Salzverwaltung eine leitende Rolle gespielt. Wo es Salz zu verfrachten gab, da gab es auch von alters her gute Strassen. Und das Gestein in unseren Kalkbergen ist dem Strassenbau günstig. Ist eine Strasse einmal in gutem Stande, so genügt wenig, um die Abnutzung, die sie durch den Verkehr erleidet, auszugleichen. Weit gefährlicher als das rollende Rad ist für unsere Bergstrassen

das fliessende Wasser. Im Frühjahre, wenn die Thauwasser von den Höhen niederdrängen, pflegen sie die Alpenstrassen anzunagen und zu zerwaschen, sodass es für den Wegmacher immer Arbeit giebt. Das ist ein meist einschichtiger Arbeiter, den ganzen Tag auf der Landstrasse. Jeder Kutscher kennt ihn und nickt ihm zu; denn der Wegmacher ist ja der treueste und uneigennützigste Freund von Ross und Rad. Aber ebensowenig als das vorübereilende Fuhrwerk können wir uns bei dem einsamen Manne aufhalten, der mit seinem Spaten über der Schulter und seinem Messingschild auf dem Hute die Strasse entlang wandert, und sich seine Gedanken darüber macht, dass, wenn man auch den Menschen den Weg noch so schön und eben richtet, doch ab und zu ein Wagen in den Graben gerät und umgeworfen wird.

Wenn nun der gewöhnliche Wegmacher überall zu finden ist, nicht allein in den Alpen, sondern auch bei Berlin und Leipzig, so haben wir doch in den bayerischen Bergen eine besondre Spielart davon: den Almputzer. Um Pfingsten schicken die Bauern, deren Vieh auf die Almen getrieben werden soll, einen oder ein paar Burschen hinauf, dass sie die Wege und Hütten in Ordnung bringen. Almputzer heisst man diese Menschen. Sie müssen in ihrer Art technische Genies sein. Wo das wilde Bergwasser den Viehsteig zerrissen hat, müssen sie denselben wieder herstellen, indem sie an der Seite gegen den aufsteigenden Berghang zu das Erdreich abhacken und es an der anderen Seite des Weges aufschütten. Wo ein Steg zerbrach, müssen sie ihn wieder bauen; wo eine Lawine über den Weg gegangen ist und Schutt darüber geführt hat, durch den Schuttkegel Bahn schaffen. Hie und da bei besonders steilen Wegwindungen muss eine oder die andere Stufe gebaut werden; entweder aus Holz oder aus herbeigeschafften Steinen. So geht es in tagelanger Arbeit den Berg hinauf. Droben auf der Alm aber werden die Hütten nachgesehen, ob der Schnee kein Dach eingedrückt hat; die Wasserleitung, die zum Alm-



brunnen führt, wird geprüft; Steine, die etwa aus dem höher droben ragenden Gewänd abgestürzt sind, werden, so gut es geht, weggeräumt. Es ist erstaunlich, mit wie geringen Hilfsmitteln in den Bergen ein völlig unwegsamer Berghang gangbar gemacht werden kann; wie ein paar Stücke hohler Baumrinde hinreichen, um die zwischen Moos und Gestein unsichtbar sickernden Wassertropfen aufzufangen und in

einen roh gezimmerten Brunnentrog zu leiten; wie ein mit kundigem Blicke gefällter Stamm so stürzen muss, dass er von selbst zum Weggeländer wird; wie ein paar geschickt zurecht gerückte Steine aus einem wüsten Trümmerhaufen eine Treppe gestalten, für Menschen und Tiere gangbar. Alle Vorstufen und Grundformen der verwegensten Kunststücke, welche der moderne Strassen- und Wasserbautechniker ersinnen kann, finden sich an den einsamen Steigen des Hochgebirgs.

In den höchsten felsigen Einöden aber, wo die Almwirtschaft zu Ende ist, wo über pflanzenleeres Geklipp und Geröllfelder nur mehr die Steige der Jäger, Wildschützen und Schwärzer führen: dort endet auch jeder sichtbare Pfad. Dort leitet nur den durchaus bergkundigen Wanderer sein erfahrener und forschender Blick, falls nicht etwa der Alpenverein seine rothen Wegmarken an die weissen Kalktrümmer hingemalt oder ein Bergführer seine »Dauben« oder »Steinmannln« errichtet hat. Das sind Steine, an weithin sichtbaren Punkten so hingelegt, dass der in die Geheimnisse der Bergwelt eingeweihte Wanderer sie als absichtlich hingesetzt erkennt und zu Wegweisern nimmt. Es sind die letzten und höchsten Spuren waltender Menschenhand in einsamer Wildnis.

ACHTES KAPITEL.

Dorfhandwerker.



Dorfschuster.

Man muss in die kleinsten Dörfer gehen, um zu erkennen, welche Handwerker dem Volke am notwendigsten sind. Dann braucht es weiter keine Statistik. In den bayerischen Gebirgsdörfern sind diese Handwerker der Schmied und der Schuster.

Der Schmied ist unentbehrlich für die Wiederherstellung von Wirtschaftsgerät und Fuhrwerk, vor allem für den Hufbeschlag. Und mit der Dilettantenarbeit des Bauern selber ist in diesen Dingen nichts zu machen.

Der Schmied ist wohl das allererste selbständige Handwerk, wie in der ganzen Welt, so auch in den bayerischen Bergen. In andere Handwerke lässt sich leichter hineinpfuschen; aber zum Schmieden des Eisens gehören nicht bloss Hammer und Amboss, sondern auch ein ehrlicher Blasebalg. Was aber den bayerischen Bauern am meisten hindert, in dieses Gewerbe hineinzupfuschen, ist seine Feuergefährlichkeit — in einer Landschaft, wo wenigstens ursprünglich der Holzbau durchaus vorherrschte. So kömmt's, dass man an den Strassen und Strässchen, die durch unsere Berge führen, so ziemlich auf jeder Meile Weges eine Schmiede findet. Merkwürdig ist's dabei, wie oft diese Dorfschmieden die malerischsten Bauten weit und breit sind. Sie liegen meist nicht im Dorfe; immer aber an der Strasse, weil sie der Fuhrmann am notwendigsten braucht. Ein Steinbau mit einem finstren breiten Thore; vor demselben ein säulengetragenes Dach, unter welchem die Gäule angebunden werden können, die neue Hufe bekommen sollen. Frisch beschlagene Wagendeichseln und Räder lehnen an der Wand; im finstren Hintergrunde der Werkstatt, an der funkensprühenden Esse, schafft der Meister mit seinem Gesellen. Gegenüber dem Hause, an der anderen Seite der Strasse aber schäumt der Wildbach thalabwärts; hinter dem Hause des Schmieds steigt der Bergwald empor. So ist das Bild, das die den Malern wohlbekannte Ilsangschmiede bei Berchtesgaden aufweist und mit ihr eine lange Reihe solcher Werkstätten im Alpenlande. Es ist in der ganzen Geschichte des Handwerks begründet, dass der Schmied zugleich einiges von Tierheilkunde versteht, und damit hängt es wieder zusammen, dass er auch mitunter vom Landvolk als Menschenarzt zu Rat gezogen wird. Der Dorfschmied ist aber niemals blosser Handwerker, sondern immer auch nebenbei ein Stück von einem Bauern. Auch hier finden wir also die dem Alpenland eigentümliche Mischung von verschiedenerlei Beruf in einer und derselben Person. Was dabei der einzelne Beruf an technischer Vollendung entbehrt, ersetzt sich

beim ganzen Menschen durch seine grössere Vielseitigkeit und Unabhängigkeit. Wäre unser Schmied nicht zugleich Bauer, so müsste er manchmal einen ganzen Tag lang unthätig in seiner Werkstatt stehen und warten, bis ihn Rossegetrappel wieder an die Arbeit ruft.

Das wichtigste Handwerk neben dem Schmied ist im bayerischen Alpendorfe der Schuster. Barfüssig erscheint der Bergbewohner selten; auch Holzschuhe werden nur bei der Arbeit auf dem Düngerhaufen getragen. Auf dem Felde, vor allem aber im Walde, trägt man Lederschuhe. Und was für Schuhe! Es giebt wohl in der ganzen Welt nichts Solideres von Schuhmacherarbeit, als den Bergschuh eines Holzknechts oder den Stiefel eines Flössers in den deutschen Alpen. Ganze Lasten von Eisennägeln werden an die Sohlen dieser ledernen Ungeheuer hingeschlagen, die schon durch ihr Eigengewicht beständig dazu beitragen müssen, die Muskulatur des Fusses zu stählen.

Der Verbrauch an Schuhen in den Gebirgsdörfern ist so gross, dass der Dorfschuster meist mit einem, oft mit mehreren Gesellen arbeitet; selten allein. Ein kleines Täfelchen mit einem darauf gemalten Stiefel kündet seine Werkstatt von aussen an. Ausserdem zeigt sich an den Fenstern, im Vorgärtchen und auf dem Balkon meistens reicher Blumenschmuck. Der Schuhmacher oder die Schuhmacherin sind in der Regel Blumenliebhaber. Das ist keine blosse Zufälligkeit, sondern hängt damit zusammen, dass in einem Bauerndorfe der Dorfhandwerker — und der Schuhmacher ist ja oft der einzige — einen nur kleinen Grundbesitz hat, dieses wenige aber dafür durch Blumenzucht zu verschönern sucht. Noch etwas anderes ist den bayerischen Gebirgsschustern eigentümlich. Tritt man in die Werkstatt ein, so bemerkt man — ausser dem angenehmen Ledergeruch, welcher sich sofort in die Nase drängt — fast immer ein musikalisches Instrument an der Wand oder auf einem Fensterbrett. Entweder ist's eine Geige, eine Zither oder Guitarre; auch Trompeten und andere Blasinstrumente weiss der

Schuster zu handhaben. Auch dieser musikalische Zug, der sich übrigens bei den Dorfschneidern ebenso findet, lässt sich leicht erklären. Musik braucht und liebt der Bergbewohner; wenn aber Musik gemacht werden soll, so eignen sich dazu jedenfalls die an feinere Hantierung gewöhnten Finger des Handwerkers weit besser, als die durch Holzaxt und Dreschflegel rauh gearbeiteten Fäuste des Holzknechtes und des Bauern. So kömmt's, dass im bayerischen Oberlande Schuster und Schneider fast überall auch zu bäuerlichen Tonkünstlern geworden sind. Sie machen Musik daheim, in der Kirche und in den Wirtshäusern; sie bringen die Orchester für Kirchweih- und Hochzeitsfeste zusammen. Und weil mit dem Musikantentum auch ein gewisser Durst in einem inneren Zusammenhange steht, ist der Dorfschuster mehrstenteils ein lustiger Kamerad, weit umher in den Wirtshäusern bekannt. Liegt doch auch in der Arbeit des Schusters selbst ein launiger Zug; in der raschen Vollendung der einzelnen Arbeitsaufgabe, in dem Wechsel zwischen altem und neuem, in den persönlichen Beziehungen des Arbeitsproduktes und in den Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, zu welchen dieses Handwerk ja so sehr anregt, dass zu allen Zeiten der Handwerksgeschichte die Schuhflicker als die Philosophen unter den Handwerkern erscheinen!

Unter allen Handwerken ist im bayerischen Gebirge das Zimmermannshandwerk am weitesten verbreitet; verbreitet nicht etwa in dem Sinne, als ob es die meisten selbständigen Handwerker zählte, sondern vielmehr deshalb, weil es fast in jedem Hause als notwendige Dilettantenarbeit mit grösserer oder geringerer Kunstfertigkeit ausgeübt wird. Bei einem Volksstamm, welcher seit undenklichen Zeiten zwischen Wäldern haust, der bis vor einem Menschenalter mindestens drei Viertheile seines Hauses aus Holz baute, musste die Handhabung der Zimmermannswerkzeuge zur Lebensgewohnheit werden. Zur Herstellung eines Neubaues brauchte der Alpenbauer freilich eines gelernten Maurers und Zimmermanns; aber

die beständigen Ausbesserungen am Holzwerk von Haus und Stall fordern, dass jeder, der in einem Waldlande heimisch ist, auch die Axt ordentlich zu gebrauchen verstehe. Und jeder hält dies auch für eine Ehrensache. Wer ein Haus hat, versteht es auch, neue Schindeln auf sein Dach zu legen, wenn die alten etwa das Regenwasser durchlassen; wer einen Zaun hat, hinter dem sein Vieh weidet, weiss diesen Zaun im Notfalle auszubessern. Was mit der Axt und der Säge, dem Schnitzmesser, Hammer und Bohrer gethan werden kann: das muss jeder können. Was Andres ist's, sobald Massstab und Wasserwage, Schnur und Senkblei in Thätigkeit treten sollen. Auf diese Dinge lässt sich der Bauer nicht ein; da muss der gelernte Zimmermann her. Denn wer viel mit Holz zu schaffen hat, mag nichts Windschiefes, keine stumpfen und spitzen Winkel statt rechter sehen.

Die Zimmermannsarbeiten haben einen geselligen Zug, weil überall, wo mit grossen schweren Hölzern handtiert werden soll, mehrere zusammenwirken müssen. Im bayerischen Alpenlande kommen, wenn der Dachstuhl auf ein Haus gesetzt werden soll, alle Nachbarn zusammen und helfen dem Erbauer dabei, sodass in wenigen Stunden der Dachstuhl aufgesetzt ist. Zum Lohne für diese freundnachbarliche Leistung wird hernach eine frische Mass getrunken.

Das berufsmässige Zimmerhandwerk in den bayerischen Bergen hat eine wesentliche Förderung erhalten durch die Münchener Baugewerkschule, in welcher schon tausende von ländlichen Bauhandwerkern, Maurern sowohl als Zimmerleuten, ausgebildet wurden. Zu beklagen ist dagegen, dass der einst so grosse Reichtum an Eichen im Alpenvorlande merklich abgenommen hat. Dadurch ist das Zimmerhandwerk in der Hauptsache auf das Fichtenholz als Werkmaterial angewiesen. Auch die Holzarchitektur ist, da in den Bergen der Steinbau zugenommen hat, etwas in Abschwung gekommen. Selten nur wird man noch neue, schön geschnitzte Lauben (Altanen) und Windbretter finden.

Während das berufsmässige Zimmerhandwerk in jedem grösseren Dorfe vertreten ist, konzentriert sich das Maurerhandwerk mehr in den Märkten und Gebirgsstädten. In vielen Dörfern giebt es zwar Maurer, die sich aber im grunde bloss auf Reparaturarbeiten und höchstens auf ganz kleine kunstlose Neubauten, wie etwa kleine Ställe, Backöfen und dergleichen, verstehen.

Der Schneider spielt im Alpendorf eine ganz bescheidene Rolle. Früher war er wichtiger. Ehe die Tuchfabrikation Gegenstand der Grossindustrie geworden war, kaufte der Landbewohner das Tuch für ein Kleidungsstück bei dem Tuchmacher des nächsten Städtchens oder auf dem Jahrmarkte und liess sich hernach das Gewand vom Dorfschneider machen. Das gab dann Röcke und Mäntel, welche ein Menschenleben aushielten. Darin hat sich vieles geändert. Mit der Bauerntracht verschwindet auch der Bauernschneider. Kein einigermassen gewandter und seines Handwerks kundiger Schneider wird sich heutzutage mehr in einem Gebirgsdorfe mitsamt seinem Talent vergraben. Er weiss zu gut, dass der Dorfbewohner jetzt seinen Bedarf an Kleidungsstücken weit lieber aus dem nächsten Städtchen oder gar aus München bezieht, wo ja die Auswahl viel grösser ist, und wo die Ware auch sicher modern ist. Modern? wird man fragen. Will der bayerische Gebirgsmensch jetzt modern sein? Freilich will er's, innerhalb gewisser Grenzen. In den eigentlichen Hochgebirgsthälern, wo Joppe, Lederhosen und Wadenstrümpfe landesübliche Tracht sind, da erhält sich diese Tracht aus praktischen Gründen; aber man braucht doch keinen Dorfschneider mehr, um sie herzustellen, sondern kauft sie in den grösseren Orten fertig, in Berchtesgaden und Reichenhall, in Rosenheim und Miesbach und Mittenwald. Und einen gewissen Einfluss nimmt die Mode selbst auf eine landesübliche Volkstracht, auf Schnitt und Stoff der Joppen, auf die Verzierungen an den Strümpfen und dergleichen. Was aber im Alpenvorland wohnt, selbst hart am Fuss der Berge, trägt sich grösstenteils ganz städtisch. So ist

denn dem Dorfschneider nur ein recht bescheidenes Arbeitsfeld übrig geblieben; in kleinen Orten stirbt er sogar ganz aus, ein Opfer veränderter Zeiten.

Damit ist der kleine Kreis der Bauernhandwerker eigentlich schon abgeschlossen. Die übrigen für des Lebens Notdurft wichtigsten Handwerker, wie Schreiner und Schäffler, Schlosser und Klempner, Bartscherer und Kaminfeger und viele, viele andere sind im Bergdorfe nicht notwendig; es genügt, wenn man sie in einer Entfernung von drei bis vier Stunden weiss. Aber wie ist's mit dem Bäcker und dem Metzger? Nun — einen Bäcker braucht überhaupt bloss der Städter; die bäuerliche Bevölkerung isst hausgebackenes Schwarzbrot. Und was den Metzger betrifft, so ist in den bayerischen Bergen jeder Wirt entweder selbst zugleich Metzger, oder er beschäftigt einen ständigen Metzgergesellen, sodass auch daran kein Mangel ist. Am unentbehrlichsten könnte noch der Bartscherer erscheinen, da doch auch in den tiefsten Bergthälern so mancher ist, der wenigstens am Sonntag mit glattem Gesicht erscheinen mag. Der Bartscherer ist unstreitig der dunkelste Punkt im gewerblichen Leben des bayerischen Gebirgsdorfes. Soweit es der Schreiber dieser Zeilen über sich brachte, in die Toilettengeheimnisse der Aelpler einzudringen, erfuhr er nur, dass in einem Dorfe ein Schuster, in einem anderen ein Zimmermann und in einem dritten ein Maurer das Rasieren als Nebenberuf ausübt, und dass alle drei Künstler diesen Beruf den Folterknechten des Mittelalters abgelernt haben. Übrigens hat sich das Bauernvolk in ganz Altbayern seit zwei Jahrzehnten in grosser Anzahl an den Vollbart gewöhnt — eine Neuerung, welche hauptsächlich dem Kriege von 1870 zuzuschreiben ist.

So spiegelt sich eine grosse Zeit lang noch im kleinen nach.

Eine Gruppe für sich bilden ein paar Gewerbe, welche nicht als gewöhnliches Dorfhandwerk, sondern als eine durch besondere Verhältnisse grossgezogene Hausindustrie erscheinen. Es sind das Ausnahmsgewerbe des-

halb, weil sie nicht wie das gewöhnliche Dorfhandwerk auf einen Absatz in der nächsten Umgebung begründet sind. Wir meinen die Schnitzerei von Berchtesgaden, Partenkirchen und Ammergau und die Geigenmacherei von Mittenwald.

Die Holzschnitzerei tritt ursprünglich als winterlicher Nebenerwerb jener Häusler und Kleinbauern auf, welche nicht in der Lage sind, in der Holzarbeit im Walde und am Holztransport einen ausreichenden Winterverdienst zu finden. Was dieses Schnitzergewerbe liefert, soll entweder von durchreisenden Städtern gekauft oder durch Vermittlung von Händlern auf entfernten Märkten abgesetzt werden. Damit ist diese Industrie hinreichend gekennzeichnet. Während alles Andere, was das Bergvolk schafft, notwendigem Bedarfe dient, ist hier eine Luxusindustrie erwachsen. Wenn dieselbe sich nicht übermässig ausdehnt, sondern in dem Umfange weiter arbeitet, wie bisher und dabei auch — wozu ihr durch die vorhandenen Schnitzerschulen treffliche Gelegenheit gegeben ist — sich künstlerisch fortentwickelt, mag sie wohl gedeihen. In Berchtesgaden hat sie einen gewissen kleinlichen Zug; man kann in den dortigen Ladengeschäften neben ganz netten Arbeiten doch recht viel Geschmackwidriges sehen, und fast nur Spielerei. Das Partenkirchener Schnitzergewerbe geht mehr auf grössere, praktischere Ziele los, fertigt grösstenteils Möbel an, arbeitet entweder in der Schnitzerschule oder auf eigene Rechnung, und hat in letzterem Falle Läden in der Marktstrasse. Manche dieser Schnitzer waren zu München in der Kunstgewerbschule; in ihren Werkstätten kann man Gipsabgüsse guter Reliefornamente sehen. Die Leute scheinen sich nicht übermässig zu plagen und dabei doch einen Verdienst zu haben, mit welchem sie zufrieden sind. Besonders lobenswert an dieser Hausindustrie erscheint es, dass Weiber und Kinder daran nicht mitarbeiten müssen, sondern dass der Erwerb des Mannes genügt, um die Familie zu erhalten.

Ähnliche Ziele wie die Partenkirchener Schnitzer verfolgen auch die von Oberammergau. In diesem Orte,

der sich freilich durch sein Passionsspiel noch berühmter gemacht hat, als durch seine Industrie, sind gegen hundert Personen als Schnitzer beschäftigt. Die Anregung zu dieser Industrie sollen schon im zwölften Jahrhundert Mönche gegeben haben. Dieser klösterliche Ursprung zeigt sich auch darin, dass die Ammergauer Schnitzer als besondere Spezialität die Herstellung grösserer Holzfiguren kirchlicher und weltlicher Art pflegen. Genauer müsste man die Ammergauer als Bildschnitzer bezeichnen, obwohl sie neben Heiligenbildern auch Möbel, Tierstücke, Nippsachen und dergleichen schaffen. Etwa sieben grössere im Ort ansässige »Verleger« besorgen den kaufmännischen Vertrieb und liefern für grössere Arbeiten den Schnitzern das Holz, während ehedem die Schnitzer selber mit ihrer Ware hausierten.

Den bedeutendsten Ruf unter den Hausindustrien der bayerischen Alpen aber geniesst die Mittenwalder Geigenindustrie — ein seit zweihundert Jahren durch die Welt klingender Beweis dafür, wie mächtig und andauernd der Erfindungsgeist und die Anregung eines einzelnen Menschen imstande ist, das Arbeitsleben einer ganzen Landschaft zu beeinflussen. War's doch nur der einzige Matthias Klotz, der als kleiner Bursche bei dem unsterblichen Amati zu Cremona den Bau der Saiteninstrumente erlernt hatte, um hernach seine Heimat Mittenwald in eine grosse klingende, singende Werkstatt zu verwandeln! Freilich half ihm die Natur seiner heimischen Bergwälder dazu; denn nicht alles Holz birgt so holden Wohlklang, als die Fichtenstämme, die an den sonnenseitigen Gehängen des Karwendelgebirges gewachsen sind.

So schön die Mittenwalder Geigen klingen, haftet doch an dieser Industrie schon mancher jener bedenklicheren Züge, die man bei wirklich industriellen Volksteilen findet und beklagt. Die Geigenmacherei beschäftigt etwa zweihundert Menschen, welche für zwei grosse Verlagsgeschäfte arbeiten, und zwar bei sehr ausgedehnter Arbeitsteilung, sodass jeder einzelne Geigenmacher sich

bloss auf bestimmte Einzelnheiten beschränkt. Die einzelnen Bestandteile werden dann an die Verleger abgeliefert, welche daraus in eigenen Werkstätten die Instrumente zusammenstellen lassen; ausser Geigen auch Cellos, Kontrabässe, Guitarren, Zithern und dergleichen. Bei dieser Art zu arbeiten sind die Leute wirtschaftlich recht abhängig; ihr Verdienst ist bescheiden, mitunter sogar ärmlich. Frauen werden auch schon zu einzelnen Arbeiten, insbesondere zum Lackieren der Geigen herangezogen. Und dass dieser Teil unserer Bergbevölkerung nicht mehr die mächtige Lebenskraft hat, wie jene Landschaften, wo bloss Wald- und Bauernwirtschaft getrieben werden, erhellt am besten daraus, dass die kleinen Arbeiterhäuser Mittenwalds nicht selten von dem bleichen Gespenste der Tuberkulose heimgesucht sind. Ehedem beschafften die Geigenmacher sich selber das erforderliche Holz und gingen mit hochbeladenen Kraxen als Hausierer durch Dörfer und Städte, um ihre Geigen abzusetzen. Dabei wurde keiner reich; aber die Leute hatten eine selbständige Lebensweise, voll von Abwechslung. Das hat jetzt aufgehört. Gehetzt von der Stachelpeitsche der Konkurrenz schreitet die Massenproduktion fort, und die Menschen werden mehr und mehr zu freudlosen Produktionsmaschinen.

Doch wohin geraten wir? Es ist ein weiter Weg für die Kulturgeschichte der Menschheit von der Hütte des Waldarbeiters im einsamen Hochgebirg bis zu den Werkstätten der modernen Weltindustrie. In unseren Bergen kann man diesen Weg in wenigen Stunden zurücklegen. Schöner aber, o viel schöner ist der Weg in umgekehrter Richtung, bergeinwärts. Denn da wandern wir der Freiheit entgegen, der Poesie und dem Glück!

INHALT.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN.

2

BAYERISCHE BIBLIOTHEK

Begründet und herausgegeben von

KARL VON REINHARDSTOETTNER & KARL TRAUTMANN

5. BAND.

PETER CANDID

Von

PAUL JOHANNES RÉE.

ZEICHNUNGEN

von

CARL SÖRGEL.

BAMBERG

Buchnersche Verlagsbuchhandlung

1890

DRUCK

VON KARL WALLAU IN MAINZ.

ZINKÄTZUNGEN

VON OSKAR CONSÉE IN MÜNCHEN.

HADERNPAPIER

AUS DER FABRIK VON HOFFMANN & ENGELMANN IN

NEUSTADT A. D. HAARDT.

Einleitung.

Alljährlich, wenn sich die Ritter vom Orden des heiligen Georg in ihrem Saale in der königlichen Residenz zu München versammeln, prangen die Wände desselben im Schmucke goldschimmernder Teppiche, die ebenso von künstlerischer wie geschichtlicher Bedeutung sind. Den Gegenstand ihrer Darstellungen bildet nämlich die glorreiche Geschichte des tapferen Otto von Wittelsbach, Ahnherrn des bayerischen Herrscherhauses, der, wie auch der eine Teppich zeigt, wegen seiner Treue und Tüchtigkeit im Jahre 1180 zu Altenburg vom Kaiser Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde. Der Meister dieser Kompositionen aber ist der für die Entwickelung der Renaissance in München bedeutsame Niederländer Peter Candid, den Herzog Wilhelm V. aus Italien berief, und den sich dann Maximilian I., der grosse Kurfürst von Bayern, zur Ausführung seiner bedeutenden künstlerischen Pläne ausersah.

Erst spät verspüren wir in München das Wehen des Renaissancegeistes. Während derselbe in anderen Städten des deutschen Landes die schönsten Blüten trieb, war in München von einem Kunstleben so gut wie gar keine Rede, und so erscheint dasselbe noch in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts als eine durchaus gotische Stadt. Es fehlte hier in der Residenz an jenem kraftvoll aufstrebenden, ehrgeizigen Bürgertume, dem es darauf angekommen wäre, durch Förderung der Kunst seinem Namen einen höheren Glanz zu verleihen, sondern allein die Stellung, welche der Hof der Kunst gegenüber einnahm, war für das Wohl und Wehe derselben entscheidend. Die Herzöge Albrecht IV. und Wilhelm IV. aber waren viel zu sehr durch politische und religiöse Fragen in Anspruch genommen und standen überhaupt mit ihrem ganzen Sinnen und Denken den künstlerischen Bestrebungen viel zu fern, als dass von ihnen irgend eine Förderung der Kunst zu erwarten gewesen wäre; und so geht die goldene Zeit der Renaissance an München vorüber, ohne Spuren von irgend welcher Bedeutung zurückzulassen. Erst der seinem Vater so unähnliche Albrecht V., der im Jahre 1550 die Herrschaft antrat, hegte für die Kunst ein lebhaftes Interesse und war auf das eifrigste darauf bedacht, sich mit ihrem Glanze, den er an den Fürstenhöfen Italiens kennen und schätzen gelernt hatte, zu umgeben. München zu einem Fürstensitze zu erheben, welchem Männer der Wissenschaft und Kunst ihre besten Kräfte liehen, war sein glühendes Verlangen, und er scheute kein Opfer an Zeit und Geld, um seine hochherzigen Pläne zu verwirklichen.

Zunächst richtete er wie alle Renaissancefürsten sein Augenmerk auf die Anlage einer grossen Altertums-

sammlung, denn den Antiken sowohl wie den grossen Meistern der italienischen Renaissance, zumal den Cinquecentisten brachte er eine unbegrenzte Verehrung entgegen. So sehen wir ihn mit bedeutenden Antiquaren und gelehrten Männern in Verbindung treten, welche ihm antike Marmorwerke, Bronzen, geschnittene Steine und Münzen, wertvolle Handschriften und Drucke, grosse und kleine Malwerke der italienischen Meister, Goldschmiedearbeiten und andere Kostbarkeiten besorgten. Wurde er dabei auch vielfach betrogen, indem manche erbärmliche Kopie oder Nachahmung als kostbares Originalwerk bezeichnet und gepriesen wurde, so kam doch auch viel des Guten hier zusammen. Wurde doch dadurch der Grund gelegt zu den bedeutenden Sammlungen der Schatzkammer, des Nationalmuseums, der Pinakothek, der Bibliothek und des Münzkabinetts, welche München mit Stolz die seinen nennen darf. — Von den Künstlern hatten sich in erster Linie die Goldschmiede einer ganz besonderen Gunst zu erfreuen, sodass ihre Kunst in kurzer Zeit einen ungeahnten Aufschwung nahm. Ausser München wurde vornehmlich Augsburg mit Aufträgen bedacht. 200000 Gulden flossen den Goldschmieden dieser beiden Städte zu, wovon zwei Drittel auf München kamen. Die in jenen Tagen in München geschaffenen Goldschmiedearbeiten, deren anmutige Formen den Geist der echten deutschen Renaissance atmen, sind deshalb für uns von besonderem Interesse, weil der bedeutendste in jenen Tagen in München wirkende Künstler dem Geschmacke die Richtung gab und viele Entwürfe lieferte. Es war dies der Hofmaler Hans Müelich, dessen Miniaturwerke zu den kostbarsten Schätzen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek gehören, während die obere Pfarrkirche zu

Ingolstadt sich im Besitze seines berühmtesten Altarwerkes befindet, an dem vor allem das grossartige reizvoll dekorative Rahmenwerk erfreut. [1]) Wichtig für die Kenntnis desselben ist die in Miniaturmalerei ausgeführte Darstellung des Schmuckes der Herzogin Anna, zu welchem Müelich die Mehrzahl der Entwürfe lieferte. Seine Meisterschaft auf ornamentalem Gebiete bewies er auch durch die anmutigen, eine Fülle der schönsten Motive aufweisenden Entwürfe zu Prachtrüstungen für die Könige von Frankreich, die erst neuerdings wieder aufgefunden und dem Münchener Kupferstichkabinett einverleibt worden sind. Unter den übrigen am Hofe Albrechts thätigen Meistern ragt nur noch Christoph Schwarz hervor, der, von dem Studium der grossen Cinquecentisten ausgehend, die italianisierende Richtung anbahnte, die bald in München zur Alleinherrschaft gelangen sollte. Seine Zeit schätzte ihn besonders hoch und nannte ihn den deutschen Raffael. Im Buche der Malerzunft in München heisst es im Jahre 1576: »Christoph Schwartz ist Pattran über alle Maller zu Ditzlandt.« Leider sind die Fassadenmalereien, welche vornehmlich seinen Ruhm begründeten, der Zeit zum Opfer gefallen. Seine Tafelgemälde verraten Gewandtheit und Geschick, entbehren aber der Frische und Ursprünglichkeit. Das bedeutendste ist das 1588 gemalte Altarbild der Michaeliskirche zu München mit der Darstellung des Engelssturzes. Wir werden diesem Meister in unseren späteren Betrachtungen noch mehrfach begegnen.

Die Erwerbung der erwähnten Sammlungen, der Ankauf der kostbaren Goldschmiedearbeiten und die Besoldung der am Hofe thätigen Künstler, deren Zahl von Jahr zu Jahr wuchs, und von denen noch die Maler

Hans Ostendorfer und Melchior Bocksberger genannt werden mögen, verschlangen so ungeheure Geldsummen, dass die geplanten künstlerischen Unternehmungen vielfach unausgeführt bleiben mussten. Vor allem hatte darunter die Bauthätigkeit zu leiden.

So musste sich Albrecht bei der Erweiterung und Verschönerung der alten Feste,[2]) die er in eine würdige Residenz umzuwandeln gedachte, in sehr bescheidenen Grenzen halten. Das zur Unterbringung seiner Sammlungen so nötige Antiquarium und der originelle Renaissancebau der Münze, das charakteristischte von Münchens Bauwerken, kamen zwar zur Ausführung, das grosse Kollegialgebäude und die Kirche, welche er den im Jahre 1542 von ihm nach Bayern berufenen und 1548 zur Schlichtung der religiösen Zwistigkeiten in München eingelassenen Jesuiten zu erbauen versprochen hatte, und ein Denkmal für Ludwig den Bayern überliess er dagegen seinen Nachfolgern, von denen sein Sohn, der fromme Herzog Wilhelm V., die Ausführung des Jesuitenkollegiums mit Kirche übernahm und kurz nach seinem im Jahre 1579 erfolgten Regierungsantritte in der grossartigsten Weise ins Werk setzte, obgleich die finanzielle Notlage des Staates die äusserste Sparsamkeit verlangte. Gern war Wilhelm den Forderungen der Stände nachgekommen, »allerlei verderbliche Käufe seltsamer oder unnützer Dinge« einzustellen, denn er war kein Sammler wie sein Vater, aber von ihren Klagen, dass sich »noch so grosser Überfluss besonders in geistlichen Sachen, und Gebäuden« zeige, und dass er »gegen fremde Leute die milde Hand zu weit aufthue«, wollte er nichts wissen; denn er ehrte die Jesuiten als die Retter der katholischen Kirche und war ihnen überhaupt von ganzem Herzen

zugethan. Aber da die ungeheuren Summen, welche er für dieselben verschwendete, die Klagen von Jahr zu Jahr vermehrten, und da sein Sinn sich immer mehr von allem Irdischen abwandte, und dem religiösen Leben zuneigte, so entsagte er im Jahre 1597 der Regierung und überliess dieselbe seinem kraftvollen und energischen Sohne Maximilian, der mit eiserner Hand das Steuer der Regierung ergriff und in kurzer Zeit das ins Schwanken geratene Staatsschiff wieder in das rechte Fahrwasser lenkte. Auch Maximilian beseelte ein frommer Glaube, auch ihm war der Sieg und die Erhaltung der katholischen Kirche gleich seinem Vater Herzenssache, aber er hatte von dem Wesen des Staates einen viel zu hohen Begriff, als dass er diesen einer Religionsgenossenschaft zu Liebe geopfert hätte. Er schätzte die Jesuiten sehr, liess aber ihre Ratschläge nicht unbedingt gelten und begünstigte später die einfacheren und anspruchsloseren Kapuziner, da jene dem Volke wohl Furcht vor Übertretung religiöser Satzungen, aber keine Liebe zur Religion einzupflanzen vermochten. — Wenn die Nachwelt ihm auch den Namen des Katholischen beilegte, so kann man doch nicht behaupten, dass er, wie Wilhelm V., einseitig kirchliche Zwecke verfolgt habe, sondern als oberste Aufgabe erschien ihm ein starkes und mächtiges Bayern. Dazu schien ihm freilich eine strenge Ausprägung des katholischen Wesens und die energische Unterdrückung jeder reformatorischen Bestrebung unbedingtes Erfordernis zu sein. Nicht nur um äussere Machtstellung seines Landes war es ihm zu thun, sondern auch in geistiger Hinsicht suchte er, es zu heben, und trug Sorge, dass Wissenschaft und Kunst die sorgsamste Pflege fanden. Wie sehr er die deutsche Kunst zu schätzen wusste,

beweist der Eifer, mit dem er die Erwerbung der Dürerschen Gemälde durchsetzte, des Hellerschen Altares aus Frankfurt a. M., des Paumgärtnerschen Altares und der vier Apostel aus Nürnberg, von denen das erste bedauerlicherweise bei dem Brande der Residenz im Jahre 1674 zu grunde gegangen ist. Es ist bezeichnend für seinen Charakter, dass er aus Dankbarkeit dafür, dass die Nürnberger ihm die vier Apostel überlassen hatten, dem Oberst Blarer, der dem Tilly sieben bayerische Fähnlein zuzuführen hatte, befahl, das Gebiet der Stadt Nürnberg nirgends zu berühren und ihre Unterthanen allenthalben zu verschonen.[8]) In die Regierungszeit dieses kunstsinnigen Fürsten fällt die Hauptwirksamkeit unseres Meisters.

Schon unter der Regierung Albrecht V. konnten wir auf dem Gebiete der Kunst zwei verschiedene Richtungen wahrnehmen, von denen die eine, als deren wichtigster Vertreter Hans Müelich erschien, die Traditionen der heimischen Kunst festhielt und weiter zu entwickeln suchte, während die andere, die vornehmlich durch Christoph Schwarz vertreten wurde, der Weise der Italiener nachzuahmen strebte. Willig und gern leistete man Verzicht auf nationale und individuelle Eigentümlichkeiten, um nur ganz in der Weise der italienischen Kunst zu schaffen, die man für die absolute hielt, neben welcher keine andere irgend welche Geltung und Bedeutung hätte. Mehr noch als die Deutschen wurden die Niederländer von diesem Wahn ergriffen, wie wenn es möglich wäre, sich mit Verleugnung seines Naturells zu grossen und bedeutenden Leistungen emporzuschwingen. So erscheinen fast alle niederländischen Meister in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts als Nachahmer Italiens, von dem Wunsche beseelt, durch solche unbedingte Hingebung

jene Höhe zu erreichen, welche Raffael, Michelangelo und die grossen Venezianer innegehabt hatten. Der sehr bezeichnende Name der Manieristen, den man ihnen gab, kennzeichnet den Erfolg ihres Strebens. Sie kamen über Äusserlichkeiten nicht hinaus, erlernten zwar die Manier ihrer bewunderten Vorbilder, vermochten aber nicht in das Wesen derselben einzudringen und blieben daher weit hinter denselben zurück. Erst den Meistern Rubens, Hals und Rembrandt und ihren Genossen gelang es, indem sie im Vertrauen auf ihr natürliches Empfinden wieder den nationalen Ton anschlugen, die Künste auf eine neue Höhe zu führen.

Jene italianisierende Richtung erfreute sich in München eines besonderen Rufes und wurde von den sich mehr und mehr ausbreitenden Jesuiten wesentlich gefördert. War doch die Verleugnung des natürlichen Empfindens die Lebensluft dieses Kreises. Schon unter der Regierung Albrecht V. können wir es gewahren, wie die heimische Kunstweise von jener Italiens verdrängt wird. Bezeichnend für den Wandel des Geschmackes ist unter anderem die Erbauung des Schlosses zu Landshut, das von deutschen Meistern begonnen und von Italienern vollendet wurde. Ebenso wurde bei der malerischen Ausschmückung der Trausnitz, bei der wir neben Christoph Schwarz in erster Linie den italianisierenden Niederländer Friedrich Sustris thätig finden, die italienische Weise angestimmt. So erlangte unter anderem hier die italienische Groteske Bürgerrecht.

Bei der Vorliebe für diese Richtung ist es auffallend, dass Herzog Wilhelm V. einem deutschen Meister, dem Baumeister Wendel Dietrich von Augsburg, die Ausführung der St. Michaelskirche übergab. Derselbe nahm zwar

auf Weisung der Jesuiten für die Grundrissanlage, wie für verschiedene Einzelheiten die Kirche St. Gesù in Rom zum Vorbild, verleugnete jedoch nicht durchweg die deutsche Eigenart, die vielmehr in der Fassade mehrfach deutlich anklingt.

Im allgemeinen treten unter der Regierung Wilhelms die Namen der deutschen Meister gegen die der Paduano, Vivani, Ponzony, Pellagio u. a. m. zurück, und durchdringt der Geist Italiens das gesamte Kunstschaffen.

Von Herzog Wilhelm wurde auch unser Meister an den Münchener Hof berufen und gleich mit einer Reihe wichtiger Arbeiten betraut, bei denen er sich so wohl bewährte, dass ihm in der Folge die hervorragendsten Aufgaben zufielen und er sich bald zu einer prädominierenden Stellung aufschwang. Baumeister, Bildhauer, Maler, Stuckateure, Teppichwirker u. a. standen unter seiner Leitung und schufen nach seinen Entwürfen, sodass er schliesslich dem gesamten Kunstschaffen Münchens das Gepräge verlieh.

I

Äussere Lebensverhältnisse.

DIE ganze Jugendgeschichte Peter Candids ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Wir wissen nur aus einer Angabe seines Landsmannes Carel van Mander, dass er um das Jahr 1548 geboren ist und mit seinen Eltern von Brügge nach Florenz wanderte. Sein eigentlicher Name war Peter de Witte; später italianisierte er denselben in Pietro Candido. In dieser Form pflegte er sich zu unterschreiben, sie ist daher als die korrekteste zu bezeichnen; die Tradition aber bewahrte seinen Namen in der Mischform Peter Candid und so möge sie auch ferner ihre Geltung behalten. Entfaltete er doch seine Hauptthätigkeit auf deutschem Boden. Was sein Vater war, wissen wir nicht, bekannt ist nur, dass er Elias hiess. Den bärtigen Kopf dieses Mannes finden wir auf einem Studienblatte, das unter anderem zwei Köpfe aufweist mit den Beischriften A° 1600 mio Prē und 1601 mio Prē monaco. Daraus geht hervor, dass sein Vater

ihm nach München gefolgt war und daselbst ein hohes Alter erreichte. Mehr ist nicht über ihn bekannt.[4]) Ebenso wissen wir von seinem Bruder nur so viel, dass er Soldat in der Leibgarde des Herzogs von Toskana war und Landschaften malte, welche sich in Florenz einer besonderen Beliebtheit erfreuten.

Von Candid selbst hören wir zum ersten Male im Jahre 1572, in dem er dem Vasari in Rom und Florenz bei verschiedenen Arbeiten, derer wir später gedenken werden, behilflich war. Ob er vorher in der Lehre des Vasari stand, ist völlig unbekannt; überhaupt wissen wir gar nicht, wann er nach Florenz gekommen ist. Auch aus seinen Werken vermögen wir nicht zu ersehen, welchem Meister er sich vornehmlich angeschlossen hat. An Vasari werden wir wenig erinnert, mehr noch an Bronzino, zuweilen an Andrea del Sarto, und in den plastischen Arbeiten, zu denen er die Entwürfe lieferte, gewahren wir den Einfluss des Giovanni da Bologna. Als Eklektiker versuchte er es gar nicht, in die Weise eines Mannes einzudringen und sich von da aus weiter zu entwickeln, sondern nahm das Schöne, wo er es fand und verband die Fülle des Einzelnen nach seiner Weise zu einem neuen Ganzen. — Leider sind die Nachrichten über seine Thätigkeit in Florenz nur äusserst spärlich, sodass wir uns von derselben keine rechte Vorstellung zu machen vermögen. Wir wissen zwar, dass er Beziehungen hatte zu dem kunstliebenden Grossherzog Francesco von Toskana, dem Gemahl der schönen Bianca Capella, und diesem ausser anderen Arbeiten eine Reihe von Kartons zu Gobelins lieferte, sind aber über diese Arbeiten sonst in keiner Weise unterrichtet. Aus der Unterschrift eines im Jahre 1620 ausgeführten Gemäldes,

letztere als Witwe mit dem Regimentskanzlisten Johann Bauer in Straubing. Das fünfte Kind ist vielleicht die im Jahre 1608 in dem Taufbuche der St. Petripfarrkirche als Patin genannte Emerana Candita.

In der Einladung, welche Candid zur Hochzeit seiner Tochter Maria Maximiliana an den Kurfürsten sandte, heisst es am Schlusse: »Dasz will vmb derrselben ich mit meinem armen gebett (zumale ichs dieser zeit S. Chur frl. DH.g ich wissen nach anderst nit thun khan) vnderthenigist verdiennen«. Daraus ersehen wir, dass der 76jährige Künstler hinfällig und arbeitsunfähig war, und wir glauben, dass er überhaupt nicht wieder recht zu Kräften gekommen ist. Im Dezember 1627 lesen wir nämlich, dass er bei einer Ewigkeitsgelderhebung »wegen seiner schwachheit der verbitt des briefs nitt beywohnen« konnte, und wenige Monate später ist von seinem Tode die Rede. Das genaue Datum seines Todes erfahren wir nicht, das Münchener Ratsprotokoll berichtet aber unterm 29. März des Jahres 1628 von der Testamentsvollstreckung.

So gross auch die Zahl der Maler war, welche direkt unter seiner Leitung und in seinem Sinne arbeiteten, so kann man doch nicht sagen, dass er Schule gemacht hat. Ulrich Loth, der nachher neben Niklas Prugger als der tüchtigste Maler Münchens erscheint, hatte zwar die Schule Candids genossen, lehnte sich aber später an Carlo Saraceni an und befleissigte sich eines kräftigen Naturalismus und eines leuchtenden Kolorits. Unter den vielen Handzeichnungen der Halmschen Sammlung, die zum grossen Teile dem Beginne und der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts angehören, kann eigentlich nur eine, die Bezeichnung Hain 1624 tragende Madonna

mit dem Kinde (II, 49) als ein Werk der Candidschen Schule gelten, während die übrigen in keiner Weise den Geist und die Auffassungsweise des Meisters zeigen. In den Rechnungen ist noch von einem, im übrigen unbekannten Maler Wilhelm Frannkhe die Rede »deme vnnser giste Frau beim Petern Candido lehren laszen«, Episodisches aus dem Leben unseres Künstlers erfahren wir nicht, auch hören wir nichts von dem Kreise, in dem er zu verkehren pflegte, und kein zeitgenössisches Urteil über ihn ist uns bewahrt. Da sich leider auch kein Bildnis von ihm erhalten hat, so wird uns seine Persönlichkeit nicht recht nahe gebracht; Rechnungsnotizen, Bittgesuche, Grundbucheinträge und dgl. mehr sind dazu nur wenig geeignet. Um so deutlicher sprechen seine Werke für ihn und preisen ihn als den strebsamen, unermüdlichen Künstler, der sich den schwierigen an ihn gestellten Aufgaben stets gewachsen zeigte, und der trotz den bedeutenden Anforderungen nicht erlahmte, bis die Schwäche des Alters ihn zwang, Stift und Pinsel aus der Hand zu legen.



Fig. 1. Figuren von der Decke der Grottenhalle.

II

Wandmalereien und dekorative Tafelgemälde.

»HIJ heeft veel dinghen voor Cavalier Giorgio Vasari gedaen, te Room in des Paus Paleys en sale: Ook te Florencen in de Cupola en elder«, so lesen wir in der van Manderschen Candidbiographie, und in dessen Schilderung von Vasaris Leben heisst es, dass neben anderen Künstlern Peter Candid dem Vasari bei der Ausmalung der Sala Regia im Vatikan geholfen habe. Das ist das erste, was wir über die künstlerische Thätigkeit unseres Meisters erfahren, ohnedass wir jedoch in der Lage wären, den Anteil, welchen derselbe bei diesen Arbeiten hatte, im einzelnen nachzuweisen. Die Arbeiten in jenem mit historischen Fresken geschmückten Saale fallen in den Beginn des Jahres 1572, während mit der Bemalung

der Florentiner Domkuppel im August jenes Jahres begonnen wurde. »Dopo di avere udita la Santa Messa« so lautet ein Bericht »sali (Vasari) la prima volta sul ponte la mattina dell' 13 Agosto 1572 in compagnia di Pietro Witte per dargli incominciamento«. Die Arbeiten an der Domkuppel zogen sich noch lange hin und wurden erst nach dem Tode Vasaris 1579 von Federigo Zuccaro abgeschlossen. — Von dem die Verehrung der Madonna durch die Heiligen Nikolaus und Franziskus darstellenden Freskogemälde in der Kirche S. Niccolò zu Florenz, dessen im Jahre 1677 Giovanni Cinelli in seiner Beschreibung von Florenz Erwähnung thut, hat sich keine Spur erhalten, aber möglicherweise sind die knieende Gestalt und der Kopf eines heiligen Franziskus in der Halmschen Sammlung (I, 54) Studien zu diesem Bilde; denn aus der Beischrift »firenze« geht hervor, dass dieses Blatt aus der Florentiner Periode des Künstlers stammt.

Gleich nach seiner Ankunft in München fand Candid Gelegenheit, sein Geschick auf dem Gebiete der dekorativen Malerei glänzend zu bethätigen, denn es wurde gerade die Ausschmückung des anmutigen und lauschigen Grottenhöfchens der Residenz ins Werk gesetzt. Glücklicherweise sind wir zur Feststellung des Anteils, den Candid bei der Ausmalung hatte, nicht nur auf unser Stilgefühl angewiesen, sondern vielmehr in der Lage, einzelne Darstellungen urkundlich als seine Schöpfungen nachzuweisen. Es hat sich nämlich das Notizbuch eines gewissen Wolff Pronner erhalten, der dazu angestellt war, den am Hofe thätigen Künstlern das nötige Material zu verabreichen, und der nun auf das sorgfältigste nicht nur jede einzelne Farbe nach Quantität und Qualität mit genauer Angabe der Zeit der Verabfolgung an den

und den Meister eingetragen hat, sondern auch in jedem einzelnen Falle dabei bemerkte, für welches Bild die betreffende Farbe bestimmt war. Aus diesen Einträgen ergiebt sich zunächst, dass die Ausmalung der Grottenhalle und einer gegenüber liegenden wahrscheinlich bei dem Residenzbrande im Jahre 1729 zu grunde gegangenen Halle im wesentlichen in den Jahren 1587 und 1588 stattfand und ferner, dass von den acht Lünettenbildern der Grottenhalle, von denen nur noch sechs erhalten sind, da die beiden mittleren durch die später angelegte Grotte verdeckt wurden, zwei von Candid herrühren: das eine grosse Schildwandbild mit der Darstellung der mit ihren Frauen webenden Arachne und die durch Anmut der Bewegung sich auszeichnende schöne Gestalt der Juno, die dem Pfau die Augen des erschlagenen Argus einsetzt. Die übrigen Darstellungen, zu denen gleichfalls die Metamorphosen des Ovid den Stoff hergaben, malten hier und in der anderen Halle Alexander Paduano und Antonio Maria Viviani. Verschiedene Einzelheiten scheinen jedoch von Candid ausgeführt zu sein, dem wir auch die frischen Putten über den Arkadenbögen und die Grotesken mit den würdevoll schreitenden und anmutig tanzenden Frauengestalten (Fig. 1) zuweisen möchten. Dagegen gehen die Darstellungen an den Decken auf Friedrich Sustris zurück. Einen Beleg dafür, dass sich Candid in jenen Tagen mit Groteskenstudien befasste, bietet der flott skizzierte Entwurf zu einem Deckengemälde vom Jahre 1587 (Halm I, 63), während die Zeichnung zu dem schiessenden Jäger unter dem Musenbilde, die sich unter vierzehn Gasparischen Aquarellen nach jenen Fresken der Grottenhalle in der Halmschen Sammlung befindet (XIV, 32—36), den Beweis liefert,

dass auch die am unteren Teil der Wände angebrachten Vogeljagddarstellungen, die übrigens in Einzelheiten an die Candidschen Monatsteppiche erinnern, von Candid herrühren.

Aus Rechnungsnotizen wissen wir, dass derselbe in jenen Tagen noch bei der malerischen Ausschmückung verschiedener heut nicht mehr vorhandener Kapellen in der Residenz thätig gewesen ist. Auch an dem mit einer Ecke in die Grottenhalle hinragenden Aquarium, das schon unter Albrecht V. erbaut und z. T. ausgeschmückt war, wurde in jener Zeit gemalt, doch ist von einer Anteilnahme Candids keine Rede. In den um 1600 von Viviani ausgeführten Deckengemälden dieser Halle stossen wir jedoch mehrfach auf seine Spuren, so vor allem in der schönen Darstellung der Mässigkeit. Wie in der prächtigen Junogestalt des Grottenhöfchens, so kommt auch hier die künstlerische Eigenart des Candid klar und deutlich zur Erscheinung, seine ausgesprochene Begabung für die richtige harmonische Verteilung der Massen, sein Streben nach einer durch Haltung und Bewegung der Glieder hervorgerufenen wohlthuenden Kontrastwirkung, sowie sein Geschick für eine dekorative Anordnung der Gewänder. Auch der flüssige Linienzug und die schöne Silhouettierung, welche diesen Gestalten eigen sind, sind für ihn bezeichnend. Nur die Farbe kommt bei ihm nicht zu ihrem Rechte. Gerne spürten wir etwas von dem kräftigen Feuer Tizians und der sinnlichen Glut Correggios, umsomehr als die Candidschen Gestalten eine derartige kräftige und satte Behandlung wohl vertragen würden. Aber es entsprach dies nicht der Eigenart des Künstlers, dem für den poetischen Zauber der farbigen Wirkung der rechte Sinn fehlte, und

der daher einen kühleren Ton vorzog. — Vor denen, welche allein das Kolorit als massgebend für die Wertschätzung eines Malers gelten lassen, wird Candid kaum bestehen können, da seine Vorzüge auf einem ganz anderen Gebiete liegen. Im grunde ist er Plastiker, und der plastische Charakter seiner Kompositionen und Gestalten macht diese interessant und bemerkenswert. Warum er bei dieser Anlage die Malerei als eigentlichen Lebensberuf wählte und sich nur damit begnügte, den Plastikern Entwürfe zu liefern, lässt sich natürlich bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten über seine Jugendentwickelung nicht beantworten.

Seit dem Regierungsantritte Maximilians war die schon von Albrecht geplante und von Wilhelm begonnene grosse Erweiterung der alten Feste betrieben worden, und 1617 stand der glänzende Residenzbau, der sich um den Grotten- und Brunnenhof legte und von da nach Norden hinzog, fertig da. Fast sämtliche auf diese Weise neugeschaffenen Räume wurden von Candid und seinen Gesellen mit Gemälden geschmückt, doch haben verschiedene eine andere Ausstattung erhalten, während andere vollständig umgebaut oder durch Feuer zerstört worden sind. So hatte der zu Beginn dieses Jahrhunderts in klassizistischer Weise ausgestattete Herkulessaal an der Südostecke des Kaiserhofes »inn der höhe herumb etliche bayrische historia« wie der bekannte Ausgsburger Kunstkenner Hainhofer berichtet, der im Jahre 1611 die Münchener Residenz besichtigte und ausführlich beschrieb. Zahl und Inhalt dieser geschichtlichen Kompositionen kennen wir aus dem Berichte des Ranuccio Pallavicino, der im Jahre 1667 unter dem Titel: »I Trionfi dell' Architettura« eine ausführliche Beschreibung des Residenzbaues herausgab. Da sich die

Gemälde nicht erhalten haben, so müssten wir dem Berichte Rittershausens glauben, der einen im Jahre 1580 in München gebornen Maler Fischer als den Schöpfer derselben nennt, wenn sich nicht zu vier von jenen zehn Darstellungen die Handzeichnungen im Münchener Kupferstichkabinett erhalten hätten, welche unzweifelhaft auf Candid weisen. Damit wären jene historischen Darstellungen gefunden, welche, wie Haeutle in seiner Geschichte der Residenz bemerkt, von Candid gemalt seien, von denen wir aber nicht einmal den Namen wüssten. Die eine dieser Handzeichnungen mit der Darstellung der Schlacht bei Ampfing im Jahre 1322 kam im Jahre 1804 mit einer Reihe anderer aus Mannheim in das Münchener Handzeichnungskabinett, die anderen drei mit der Kreuzfahrt Herzog Ludwig des Bayern im Jahre 1222, dem Siege Wilhelm des Bayern über die rebellischen Friesen im Jahre 1396 und dem Siege Herzog Ludwig des Bayern bei Giengen im Jahre 1462 sind Blätter der Halmschen Sammlung (I, 74—76).

Über die an der Nordostseite des Brunnenhofes zu ebener Erde gelegenen »9 gewölbte stantias von vnderschidlichen Figuren von Pietro Candido gemahlet«, die heute in einfache Beamtenwohnungen umgewandelt sind, wird nichts Näheres berichtet, dagegen von den sieben darüber liegenden Räumen, die heute gleichfalls ihres ursprünglichen Charakters entkleidet sind. In denselben stellte Candid den Vogelfang, die Jagd, die Fischerei, den Öl- und Weinbau und die Ernte in einzelnen Gemälden dar, wobei ihm, wie die Rechnungen erweisen, unter anderen ein auch sonst unter seiner Leitung vielbeschäftigter Maler, Hans Brüderl, half. Die ersten drei Gemälde, die sich durch flotte Zeichnung und treffliche

Charakteristik der Gestalten auszeichnen, haben sich erhalten, und werden heutè in der Galerie von Schleissheim aufbewahrt. Wann alle diese Arbeiten entstanden sind, lässt sich nicht genau bestimmen, wahrscheinlich fallen sie in das erste Dezennium des siebenzehnten Jahrhunderts, in dem auch der noch unter Maximilians Regierung völlig umgestaltete südliche Hofgarten, den Kurfürst Max Emanuel mit dem noch heute daselbst befindlichen Neptunsbrunnen schmückte, seine Ausstattung empfangen hatte. Auch hierbei war Candid als Maler thätig, indem er sowohl die Dekorationen an der Decke der kleinen offenen Halle als auch die Malereien an der Kuppel des Pavillons schuf, von denen die letzteren die neun Musen mit musikalischen Instrumenten darstellten. Von alle dem hat sich nichts erhalten.

Mitten in diese Arbeiten hinein fällt die Ausführung eines Werkes, welches das ganze dekorative Geschick unseres Künstlers herausforderte, der Bennobogen in der Frauenkirche Münchens, den Maximilian im Jahre 1604 aufführen liess, um der Kirche den seinem Sinne widerstrebenden gotischen Charakter zu nehmen. Als man im Jahre 1859 durch eine gründliche Restauration ihr das ursprüngliche Aussehen wiederzugeben suchte, musste vor allem dieser Bogen fallen, und so kennen wir denselben nur aus einzelnen Abbildungen und Schilderungen. Einzelne Teile der dekorativen Malereien bewahrt das Bayerische Nationalmuseum. Der in den Formen der italienischen Hochrenaissance ausgeführte Bogen war zwischen die vier dem Chore zunächst stehenden Mittelpfeiler eingespannt und ruhte auf vier kräftigen Pfeilern, sodass das Ganze einen triumphbogenartigen Durchgang bildete. Die Wölbung war leicht aus Stuck hergestellt,
schreib

und Stuckornamente wechselten mit plastischer Zier, die Malereien waren teils al fresco, teils, wie die erhaltenen Stücke zeigen, in Öl auf Holztafeln ausgeführt und zeichneten sich aus durch den dekorativen Reiz und die flotte Behandlung. Den Guss der Bronzen besorgte der Weilheimer Johannes Krumper, der ausserdem noch viele Werke nach Candids Entwürfen ausführte. Leider ist in dem Dekrete Maximilians vom 16. Juli 1603, in dem es heisst, dass man »auf vleissigen ersehens der zwaier visir noch etliche bauverständige sonderlich aber den Hansen Worl vnd Hansen von Weilheimb (Krumper) hin zue ziehen solle, die darüber berethschlagen, wie vnd welcher gestalt das ganze errichtet werden solle«, nicht gesagt, von wem jene beiden Visierungen herrühren, aber es geht doch soviel daraus hervor, dass sie nicht von einem Bautechniker, sondern vielmehr von einem auf dem bautechnischen Felde weniger erfahrenen Künstler, also etwa einem Maler, stammten, da man es sonst wohl nicht für nötig gehalten hätte, Bauverständige herbeizuziehen. Da nun Candid die malerische Ausschmückung des Werkes besorgte, und in jener Zeit von keinem anderen bedeutenden Maler in den Listen die Rede ist, so glauben wir allen Grund zu der Annahme zu haben, dass nicht nur die malerische Ausschmückung, sondern überhaupt der ganze Entwurf des Bennobogens ein Werk des Candid ist. Bewährte sich aber hier sein architektonischer Sinn, so haben wir auch keine Veranlassung, daran zu zweifeln, dass er auch für den in den Jahren 1607—1617 ausgeführten Bau der Maximilianischen Residenz den künstlerischen Entwurf geliefert habe.

Traditionell gilt Candid fast allgemein als der eigentliche Architekt dieses Baues, und erst in neuerer Zeit

hat man auf grund von Rechnungsnotizen andere Meister an seine Stelle gesetzt,[5]) obgleich das urkundliche Material keine weiteren Schlüsse gestattete, als dass diese Männer, nämlich Heinrich Schön und Hans Reiffenstuel bei der Ausführung des Baues thätig waren. Reiffenstuel, über den wir genauer unterrichtet sind,[6]) war überhaupt kein künstlerisch thätiger Architekt, sondern mehr Ingenieur, der wegen seines Geschickes in der Anlage von Salinenwerken sehr gesucht war. Von einer Aufhebung der Tradition auf grund urkundlichen Materiales kann gar keine Rede sein, und da dieselbe im Hinblick auf Italien, wo wir eine ganze Reihe von Malern, darunter Raffael, als Architekten thätig sehen, nichts Unwahrscheinliches an sich hat, so ist überhaupt kein Grund vorhanden, irgendwie an ihrer Richtigkeit zu zweifeln. Nicht nur die Entwürfe rührten von Candid her, sondern auch die oberste Bauleitung lag in seinen Händen und machte ihm keine geringe Sorge. Wäre dem nicht so gewesen, so hätte er doch nicht im Jahre 1613, also zu einer Zeit, als die baulichen Arbeiten in vollem Gange waren, in seinem Bittgesuche an Maximilian hervorheben dürfen, dass er aus des Herzogs »gdisten geschefft die gantze operas vnd was anders dabei zumahlen vnd zuverrichten gehabt, gleichwol so willigist alsz schuldigist stetts dirigirt, darneben aber einen alsz den andern weg von meiner handt jedes jars manche starckhe arbait vnd solche werckh vollendet vmb welche ein anderer vill mit einem mehreren als wormit man mich besöldet, hätte belohnt werden muessen«. Auch würde er sonst kaum wieder mit 500 fl. bedacht worden sein, nachdem er erst zwei Jahre vorher die bedeutende Summe von 1000 fl. zum Geschenk erhalten

hatte. Auf jeden Fall ist es, wenn Reiffenstuel der Baumeister gewesen wäre und »die Thätigkeit des Niederländers Peter Candid (Peter de Wite) eine weit geringere war als gewöhnlich angenommen wird«, wie Seidel meint, ganz unerklärlich, dass jener nur einmal ein grösseres Geldgeschenk erhielt, nämlich im Jahre 1611 die Summe von 300 fl. »in ansehung er nun mehr vil jar lanng gediennt aus g. semel pro semper«, während Candid so reich und glänzend bedacht wurde. Maximilian war eine viel zu praktische Natur, als dass er ein solches Missverhältnis zwischen Leistung und Belohnung geduldet hätte. Ebensowenig wie die auf grund des Urkundenmaterials erhobenen Einwände scheinen uns die gegen die Urheberschaft Candids geäusserten stilistischen Bedenken [7]) irgendwie stichhaltig zu sein und die doch nur sehr allgemeine Ähnlichkeit mit Nürnberger Bauten, von denen gerade das Rathaus direkt in Anlehnung an Italien geschaffen wurde, den Schluss zu rechtfertigen, dass der Architekt ein Deutscher gewesen sein müsse. Vielmehr erscheint uns der Residenzbau als ein echtes Kind des italianisierenden Geistes. Die Nische und die beiden grossen Portale an der Westseite reden laut und vornehmlich die Sprache der italienischen Hochrenaissance. Nicht zu verkennen ist daneben der Einfluss der Wendel Dietrichschen Kunstweise, und sind zumal im Innern manche Einzelheiten auf Studien in der Michaelskirche zurückzuführen. Deutlich zeigen den Charakter des oberitalienischen Palaststiles die Säulenstellungen und Fensterumrahmungen, welche sowohl der Westfront als auch den Fassaden des Kaiserhofes und des nördlich davon gelegenen Kapellenhofes aufgemalt worden sind. Die der Westfront sind heute verwittert und nur aus Stichen

bekannt, die andern haben sich dagegen mit Hilfe verschiedener Restaurationen erhalten.

Die nach den Candidschen Plänen erbaute Maximilianische Residenz umfasst ausser dem westlichen Flügel mit dem Theatinergange und den Steinzimmern, den Südflügel mit dem erwähnten Herkulessaale, den von hier aus nach Norden führenden Trakt mit den Trierschen Zimmern und den den Kaiserhof im Norden begrenzenden Teil mit dem grossen Treppenhause und den in unserem Jahrhundert in eine Reihe kleiner Säle umgewandelten Prachträumen des Kaiser- und Vierschimmelsaales. Aus den in den Räumen angebrachten Jahreszahlen ersehen wir, dass die Steinzimmer schon im Jahre 1612 ausgeführt waren, während die Vollendung des nördlichen Teiles nicht vor 1617 stattgefunden hat. Bemerkenswert ist, dass das grosse Treppenhaus in seiner Deckenmalerei die Jahreszahl 1616 aufweisst. Wie dieses Treppenhaus, so wurde auch das Tonnengewölbe der kleinen in der Nordwestecke liegenden Treppe und die durch Stichkappen belebte Wölbung des Theatinerganges nach Candids Entwürfen unter Beihilfe verschiedener Maler mit Freskomalereien geschmückt, während in die geraden Holzdecken der Zimmer und Säle, deren Wände, Thüren und Kamine in den edelsten Renaissaneformen und wohlthuendsten Farben aus Stuckmarmor gebildet sind, allegorische Tafelmalereien des Meisters eingelassen sind. Den malerischen Schmuck der beiden Treppenhäuser bildet Groteskenwerk, in welchem sich leicht und zierlich geschlungene von allerlei Tier- und Menschengestalten belebte Ranken mit anmutigem Stabwerk durchdringen, und wo zarte Blütenstiele sich plötzlich in phantastische Ungeheuer wandeln, die dann doch schliesslich

in ein holdseliges Frauenköpfchen auslaufen. Dazwischen treten dann in schöner Umrahmung verschiedene kleine Bildchen mit Darstellungen aus dem Fischer-, Jäger- und Marktleben oder mythologischer und allegorischer Szenen. Anmutige Grottesken mit schönen, in Lauben stehenden Frauengestalten bilden auch den Schmuck der flachen Holzdecke in dem 1615 erbauten Pavillon des nördlichen Hofgartens. Zu einem Felde dieser Decke besitzt die Halmsche Sammlung den Candidschen Entwurf (I, 65). Von allen diesen rein dekorativen Malereien haben den grössten Reiz die kleinen Füllungen des nordwestlichen Treppenhauses, die nur durch das viele Weiss der etwas massig und schwer behandelten Stuckaturen in ihrer Wirkung beeinträchtigt werden. Auch im Theatinergange entbehren die Stuckornamente der rechten Leichtigkeit und Frische, wennschon der künstlerische Charakter dem der gemalten Ornamente entspricht. Die Malereien dieses Ganges, sowohl die Fürstenbildnisse als auch die siebenzehn allegorischen Darstellungen weisen in der Behandlung grosse Verschiedenheiten auf und verraten dadurch deutlich die Mithilfe von Gesellenhänden. Zu jenen allegorischen Gestalten haben sich nicht nur die in kleinem Formate ausgeführten Skizzen des Candid (Halm XIV, 90) erhalten, sondern noch eine grössere Zahl von Studien, welche von dem Fleisse und der Sorgsamkeit, mit welcher unser Meister zu Werke ging, das beste Zeugnis ablegen. Noch eine ganze Reihe anderer, teils in Kreide, teils mit der Feder ausgeführter Studien ist uns bewahrt, an denen wir deutlich sein Ringen mit dem Stoffe, dem er die beste Seite abzugewinnen suchte, beobachten können. Ein grosser Teil derselben befindet sich in der Halmschen Sammlung.

In den Steinzimmern, welche bei dem Residenzbrande im Jahre 1674, der auch Dürers Himmelfahrtsbild zerstörte, so sehr gelitten haben, dass sie z. T. neu ausgestattet werden mussten, weist nur das südliche Candidsche Deckenmalereien auf. Die den zehn Füllungen leicht und flott aufgemalten, kostbares Prunkgerät tragenden Putten erinnern unmittelbar an die pausbackigen Engel, (Fig. 2) welche mit allerlei Insignien und Instrumenten in den Händen einst die drei grossen Gemälde an der Decke des grossen Kaisersaales in der Residenz umgaben, nach der Zerstörung derselben aber in das Depot der Schleissheimer Galerie wanderten und jetzt im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg untergebracht sind. Dieselben, 18 an der Zahl, sind ungemein geschickt entworfen und z. T. zart und anmutig ausgeführt, während andere störende Härten aufweisen, sodass auch hier die Thätigkeit verschiedener Gesellenhände deutlich zu erkennen ist. Eine mehr einheitliche und im wesentlichen wohl auch von dem Meister selbst herrührende Durchführung weisen dagegen die erwähnten drei grösseren, wie die kleineren Tafeln auf Holz gemalten Gemälde auf, von denen das mittlere 9,70 m lang ist, während die beiden anderen eine Längsachse von 3,25 m haben. Bis vor kurzem ruhten sie in einem Depotraum der kgl. älteren Pinakothek, um neuerdings an der Decke der Aula des Luitpoldgymnasiums eine geeignete Verwendung zu finden. Der ihnen zu grunde liegende, durch eine Reihe vortrefflich gezeichneter allegorischen Gestalten zum Ausdrucke gebrachte Gedanke ist der, dass der wahrhaft tugendhafte Herrscher nicht nach Ruhm und äusserer Macht zu streben habe, sondern allein darnach trachten müsse, ein Weiser zu sein. Vortrefflich entspricht der

jetzigen Verwendung die eine der beiden kleineren Tafeln, auf welcher die Weisheit von zehn durch Attribute gekennzeichneten Vertreterinnen der Wissenschaft umgeben ist, und welche die Unterschrift zeigt: Natura noverca, sapientia mater est; illa nos animantes, ista homines facit.

In engem Zusammenhange mit den Malereien des Kaisersaales, an dessen Wänden man in mythologischen und biblischen Szenen, die teils von Vincentino auf Leinwand gemalt, teils nach Candids Entwürfen als Gobelins gewebt waren, eine Reihe von Tugenden dargestellt sah, stehen die Deckengemälde der Trierschen Zimmer, denn sie preisen die Tugenden, welche den Herrscher zieren und weisen auf die Grundfesten eines jeden geordneten Staatswesens hin. Da erblicken wir in Gegenüberstellung das göttliche und das menschliche Recht in Gestalt zweier edlen Frauen, während ringsum die Quellen, Arten und bedeutendsten Vertreter der Rechtswissenschaft erscheinen, oder es wird in einer Reihe allegorischer, historischer und genrehafter Gestalten die Mahnung ausgesprochen, dass der Fürst nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Gesetzen ausgerüstet sei, um im Frieden sowohl wie im Kriege die Herrschaft behaupten zu können. In einem anderen Raume ist wiederum dem Gedanken Form verliehen, dass der Entscheidung eine weise Erwägung vorausgehen müsse, während die Malereien eines anderen Saales betonen, wie wichtig es sei, dass der Fürst wohl beraten werde, und dass Ehrlichkeit, Unbefangenheit, Verschwiegenheit und Unwandelbarkeit der Gesinnung die unerlässlichen Eigenschaften seiner Ratgeber seien. — Mehrere Räume dieser Flucht haben später ihr Aussehen verändert. Eine der daselbst befindlichen Malereien, ein Genius des Krieges, der später nach Schleissheim

kam, ist nebst anderen heute verschollen, während das ursprünglich hier hängende Bildnis Ludwig des Bayern, das die Beschreibungen fälschlich als Karl den Grossen aufführen, jetzt über der Thür eines der Kaiserzimmer angebracht ist.

Die Einheit des Gedankens, welche dem malerischen Schmucke aller Räume zu grunde liegt, und die reiche Mannigfaltigkeit des dabei verwendeten allegorischen Apparates macht es wahrscheinlich, dass Candid nach einem bestimmten, ihm überwiesenen Programme die Kompositionen schuf. Vielleicht hatte Maximilian, dessen »Monita paterna« von ähnlichen Gedanken beseelt sind, dasselbe in grossen Zügen entworfen und einer der gelehrten Jesuitenpatres die Ausführung im einzelnen besorgt. — Dass man sich bei derartigen Aufgaben gern bei den Jesuiten Rats erholte, zeigt uns die Ausschmückung des goldenen Saales im Rathause zu Augsburg. Um dieselbe recht sinnreich zu gestalten, wandten sich nämlich im Jahre 1619 die Ratsherrn der Stadt an den Jesuitenpater Raderus in München mit der Bitte, »ob vielleicht im edifitio ein arth zue finden werr, das ein memoria derselben khundte gereicht werden«, und dieser liess nun, nachdem er über die Raumverhältnisse genauere Erkundigungen eingezogen hatte, von Peter Candid die gewünschten Entwürfe machen. Dieselben fielen zur vollen Zufriedenheit der Augsburger Herren aus und wurden in den folgenden Jahren von dem Augsburger Stadtmaler Matthias Kager ausgeführt. Das alles erfahren wir aus dem zwischen Bartolme Welser und Raderus geführten Briefwechsel, auf den schon im vorigen Jahrhundert Paul von Stetten hinweist, und welcher sich in der Hof- und Staatsbibliothek zu München vorfand. Zugleich ersehen wir daraus, dass Candid für

die Entwürfe, von denen diejenigen der Deckengemälde im Münchener Kupferstichkabinett bewahrt werden, hundert Thaler erhielt. Während die auf Leinwand gemalten und in schön vergoldetes Rahmenwerk eingelassenen Deckengemälde die Macht der Weisheit rühmen, welche über alle Könige herrsche, alle Staaten gründe und alle Feinde abwehre, stellen die al fresco ausgeführten Wandmalereien römische und christliche Kaiser, mythologische und biblische Szenen und einen kecken mit schalkhaftem Humor behandelten Puttenfries dar. Die kleinen szenischen Darstellungen sind nicht von Candid entworfen, dagegen müssen wir für den Puttenfries diesen Meister entschieden in Anspruch nehmen, denn Matthias Kager, dem Augsburgs trefflicher Archivar Adolf Buff in seiner verdienstvollen Arbeit über den Bau und die dekorative Ausstattung des Augsburger Rathauses [8]) den Entwurf zuweist, war nach allem, was wir von diesem Meister kennen, nicht in der Lage, ein dekoratives Prachtsück dieser Art zu entwerfen. Wir können überhaupt nicht in das Lob, das Buff diesem Meister zollt, einstimmen, sondern bedauern vielmehr, dass Candid nicht selbst die Ausführung besorgte, da Kager weit hinter dessen Intentionen zurückblieb. Wenn bei der im Jahre 1621 stattgehabten Konkurrenz zur Bemalung der dem Ratsgefängnis gegenüberliegenden Mauer, welche mit der Darstellung der Königin von Saba geschmückt werden sollte, der Entwurf des Kager, wie Buff nachgewiesen hat, dem des Candid vorgezogen wurde, so glauben wir, dass bei der Beurteilung nicht allein künstlerische Gründe massgebend waren, sondern auch patriotische Empfindungen eingeflossen sind. Schade, dass sich weder die Malerei noch die Handzeichnungen der beiden Konkurrenten erhalten haben.

Während diese Arbeiten zur Ausführung gelangten, war Candid in dem einige Stunden von München entfernten Schlösschen zu Schleissheim mit einer anderen dekorativen Arbeit vollauf beschäftigt, denn es galt, demselben eine ähnliche Ausstattung zu geben, wie der Münchener Residenz. So erhielten die Wände, Thüren und Kamine dieselben Stuckverzierungen wie dort, und wurden die Felder der weissstuckierten Deckengewölbe mit ähnlichen Grotesken und Figuren geschmückt, wie wir sie in den Treppenhäusern der Residenz kennen gelernt haben. Nur spielt das Figürliche hier eine grössere Rolle und weist Motive von grosser dekorativer Pracht auf. Umsomehr ist zu bedauern, dass manches späteren Restaurationen zum Opfer gefallen, anderes im Laufe der Zeit verdorben ist. Vielleicht sind die mit den Jahreszahlen 1622 und 1623 versehenen Studien von Grotesken (Halm I, 63 und 64) für diese Räume bestimmt. Sie zeigen noch nichts von den Schwächen des Alters, welche sich im kommenden Jahre bei unserem Künstler einstellten, sondern sind von merkwürdiger Frische und Ursprünglichkeit.



Fig. 2. Köpfe aus den Deckenmalereien des Kaisersaales in der Residenz zu München.

III

Altargemälde.

EIN Maler, wie Candid, der nicht in der Farbe, sondern vielmehr in der Architektonik der Komposition und der plastischen Durchbildung der Gestalten seine Grösse hat, wird sich stets am meisten auf dem Gebiete der Wandmalerei heimisch fühlen, und wenn er Tafelbilder malt, stets solchen Stoffen den Vorzug geben, bei denen es, wie in der allegorischen Darstellung, in erster Linie auf eine klare Komposition, schöne Silhouettierung und energische Modellierung der Gestalten ankommt. Daher vermögen wir uns auch mehr mit den dekorativen Malereien als mit der Mehrzahl seiner Altarbilder zu befreunden. Nicht als verleugnete er in denselben seine künstlerische Kraft, als fehlte ihnen der seine anderen Arbeiten auszeichnende dekorative Reiz. Wer von diesem Gesichtspunkte aus seine Altarbilder betrachtet, wird vielmehr im höchsten

Grade befriedigt werden, da sie eine Fülle der schönsten und anziehendsten Motive in sich bergen. Aber einem Tafelgemälde gegenüber kann diese mehr äusserliche Beurteilungsweise nicht standhalten. Da sollen doch Form und Farbe viel inniger verschmelzen mit dem geistigen Inhalte, da soll die Bestimmtheit der Form der Stimmung der Farbe weichen, da suchen wir uns loszulösen von dem äusseren Scheine, um einzudringen in das innere Wesen der Dinge. Eine derartige Auffassung und die ihr entsprechende Behandlungsweise liegt aber der ganzen künstlerischen Richtung des Candid fern, entsprach auch nicht dem Geiste seiner Zeit. Erst die nachfolgende Generation zeigte sich dafür empfänglich. Wir müssen daher, um dem Künstler gerecht zu werden, von unserer Empfindungs- und Auffassungsweise absehen und ihn im Rahmen seiner Zeit und seines Kreises betrachten. — Wie hoch er von seinen Zeitgenossen auch als Tafelmaler geschätzt wurde, geht aus der grossen Zahl von Aufträgen hervor, welche er für verschiedene Kirchen auszuführen hatte. Vergleichen wir diese Arbeiten mit dem, was sonst in jenen Tagen auf dem Gebiete der religiösen Malerei in Deutschland geleistet wurde, so müssen wir zugeben, dass sie zu den besten gehören. So übertrieben auch das Urteil des Placidius Praun erscheint, der im Jahre 1817 von einem der Augsburger Altarbilder des Candid bemerkt, dass es zu den schönsten Werken der Malerei gehöre, so wird dasselbe doch begreiflich und in gewisser Hinsicht berechtigt, sobald wir mit der ästhetischen Beurteilung die historische Betrachtungsweise verbinden. Dieser darf das ästhetische Urteil überhaupt niemals entbehren, da ihm sonst alle objektive Geltung fehlt.

Die frühesten, uns bekannten Altargemälde des Candid haben wir in der St. Michaelskirche Münchens zu suchen, denn das Altarbild, welches noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Karmeliterkirche zu Brescia als seine Arbeit genannt wird, ist nicht mehr dort vorhanden. Auch fragt es sich, ob dieses Werk noch aus der italienischen Periode des Künstlers stammt oder nicht vielmehr wie die erst 1758 in München erworbenen allegorischen Flussdarstellungen im Bianconischen Hause zu Bologna, in späterer Zeit nach Italien gekommen ist.

Über die Zeit, in der die in St. Michael befindlichen Bilder entstanden sind, werden wir durch das bei Gelegenheit der Grottenhofschilderung gekennzeichnete Pronnersche Notizbuch aufgeklärt. Aus demselben entnehmen wir, dass das schöne Verkündigungsbild mit dem lieblichen Verkündigungsengel und den anmutigen Engelschören in der Höhe aus dem Jahre 1587 stammt, während das dramatisch bewegte St. Ursulabild, von dem sich eine kleine Kopie in der Wiener Galerie befindet, dem folgenden Jahre seine Entstehung verdankt. An einem anderen Bilde, dem Martyrium des heiligen Andreas, das vielfach als ein von Candid vollendetes Gemälde des Christoph Schwarz gilt, rühren zwar einzelne Teile von jenen her, im wesentlichen aber geschah jene Vollendung durch Paduano, der auch sonst, wie auch der schon genannte Viviani, vielfach für diese Kirche thätig war. — Noch von mehreren andren, nicht mehr nachweisbaren Bildern, berichtet jene Quelle, so von einem Katharinenbilde, das vielleicht für die gerade in jenen Tagen eingerichtete Katharinenkapelle in der Residenz bestimmt war, dann von Gemälden, welche nach Graz und Hall bestimmt waren, von einer Tafel für die

Augustiner u. a. m. Eine schon 1586 erwähnte heilige Anna selbdritt ist vielleicht identisch mit einem heute in Ingolstadt befindlichen Gemälde, auf dem das zwischen den beiden Frauen stehende Christkindchen durch das muntere, frische Gesichtchen erfreut. Ebenso steht vielleicht das im Germanischen Nationalmuseum befindliche Madonnenbild in Beziehung zu den verschiedene Madonnendarstellungen nennenden Pronnerschen Notizen. Die diesem Bilde eigene Farbenfrische, die zwar z. T. auf eine jüngst vorgenommene Restaurierung zu setzen ist, macht immerhin die Identität mit einem früher in der Theatinerkirche zu München hängenden Madonnenbilde wahrscheinlich, denn in einer Beschreibung dieser Kirche vom Jahre 1789 heisst es, dass das Kolorit schöner sei als an den meisten Arbeiten des Çandid. Zu den verschollenen Tafelgemälden dieser früheren Periode gehören zwei im Jahre 1588 entstandene, von Pronner erwähnte Bildnisse des jugendlichen Herzogs Maximilian. Welche Anerkennung des Meisters Wirken fand, beweist am besten der Umstand, dass er bald auch von anderen Städten mit Aufträgen beehrt wurde. So hatte er, wie ein datierter Stich Johannes Sadelers zu erkennen giebt, noch vor dem Jahre 1595 für die Kirche St. Ulrich und Afra in Augsburg jenes grosse Altargemälde auszuführen, auf welchem inmitten musizierender Engelsscharen die auf Wolken thronende Madonna jenen beiden Kirchenheiligen, von denen Afra im Augenblicke des Martyriums dargestellt ist, erscheint; und nicht viel später wird das andere von Placidius Praun so sehr gerühmte Bild dieser Kirche entstanden sein, auf welchem die beiden Heiligen Benediktus und Franziscus verehrend vor der in sonnigglänzenden Wolken erscheinenden

Madonna knieen (Fig. 3). Das die Abendsmahldarstellung aufweisende Predellenbild des mit diesem Gemälde geschmückten Altares ist nämlich einem in Braunschweig be-



Fig. 3.
Oberteil des Bildes »St. Benedikt und St. Franziskus in Verehrung vor der Madonna« in der Kirche St. Ulrich und Afra in Augsburg.

findlichen Abendmahlsbilde, nach welchem der im Jahre 1600 verstorbene Johann Sadeler einen Stich fertigte, durchaus ähnlich, sodass auch für die Predella und damit für den ganzen Altar die Entstehungszeit vor 1600 anzunehmen ist.

Mit diesem, erhabene Ruhe und Feierlichkeit atmenden Gemälde, das als monumentales Andachtsbild jene strengere

Komposition und Architektonik des Aufbaues, wie sie dem Candid eigen ist, verträgt, ist die Verehrung der Madonna durch den heiligen Wilhelm verwandt, welche in dem, heute in eine Kirche umgewandelten Speisesaale des alten Schleissheimer Schlösschens den Altar ziert. Das durch besondere Formenschönheit sich auszeichnende Bild, dem der Jesuitendichter Jakob Balde einen schwungvollen Hymnus gewidmet hat, stammt aus einer jener neun Kapellen, welche die von Herzog Wilhelm nach seiner Abdankung in Schleissheim erbaute Einsiedelei bildeten. Aus einer Schleissheimer Inventarnotiz vom Iahre 1802 ersehen wir, dass auch die erste der Kapellen, die sogenannte Frauenklause, mit einem Gemälde unseres Meisters »eine Maria mit dem Jesukinde in ein himmlisch Glorie« geschmückt war, verschiedene Umstände machen es überhaupt wahrscheinlich, dass Candid auch bei der Ausstattung der übrigen Klausen in erster Linie thätig war.

Haben die Augsburger Altargemälde und das Schleissheimer Bild einen mehr monumentalen Charakter, so weisen die beiden im Dome zu Freising befindlichen Malereien ein mehr genrehaftes Gepräge auf. Die denselben zugrunde liegenden Stoffe, die Heimsuchung und die Anbetung der heiligen drei Könige, fordern auch unmittelbar zu einer solchen Behandlungsweise auf, und vortrefflich hat es der Künstler verstanden, den dadurch an ihn gestellten Forderungen einer lebendigeren Bewegung und schärferen Charakterisierung zu genügen, wennschon der Versuch in dem letzteren Gemälde, zu zu dem sich eine farbige Handzeichnung und eine vom Jahre 1600 stammenden Studie zum Christkindchen mit der Beischrift wihelm monaco erhalten hat (Halm I, 58), das Kolorit mehr zur Geltung zu bringen, missglückt ist.

Vortrefflich ist die Bewegung des Christkindchens und des knieenden Königs und gut beobachtet der auf seinen Stab sich stützende Joseph. Ebenso zeugen in dem Heimsuchungsbilde die Haltung, Bewegung und der Ausdruck der beiden heiligen Frauen, sowie die Frische und natürliche Darstellung der anmutigen Begleiterinnen von einer gesunden Auffassungsweise und von fleissigstem Naturstudium.

Als im Jahre 1602 den Franziskanern in München ein Kloster erbaut wurde, erhielt Candid den Auftrag für ihre Kirche ein Andachtsbild (Fig. 4) zu malen. Das heute den Altar in der schmerzhaften Kapelle dieses Klosters schmückende Gemälde, zu dem sich eine Handzeichnung erhalten hat, verbindet mit den Vorzügen der bisher genannten Bilder eine harmonische ruhige Farbenwirkung. In dieser heiligen Familie gelang es dem Meister in der That, wie sonst nie, eine farbige Stimmung zu erreichen, die der in der Darstellung zum Ausdruck gebrachten religiösen Empfindung vortrefflich entspricht. Es ist, als hätten ihm hier Gemälde Andrea del Sartos vorgeschwebt; eine gewisse Ähnlichkeit mit dessen Madonna del sacco im Kreuzgange des Servitenklosters zu Florenz ist nicht zu verkennen. In diesem Werke erweist sich Candid als ein echtes Kind der Florentiner Schule, an deren Traditionen er in dem eifrigen Streben festhält, die von ihnen eingenommene Höhe zu erschwingen. Die Komposition ist bei aller Strenge frei und ungezwungen und die einzelnen, bei aller Idealisierung lebensvollen Gestalten von einer Anmut und Frische, die auf das wohlthuendste berührt. Der liebliche Kopf der Madonna kommt ganz ähnlich auf einem Stiche Raffael Sadelers vor, zu dem sich eine Studie des Candid aus dem Jahre 1601 mit dem in einem Kissen liegenden Christkindchen

erhalten hat (Halm I,46). Das Gemälde war nicht nur seiner Schönheit wegen hochberühmt, sondern stand auch



Fig. 4. Altargemälde in der schmerzhaften Kapelle der Kapuziner in München.

als wunderthätig in höchstem Ansehen. »Von dieser Bildnusz gehet«, so lesen wir in Wenings Beschreibung Bayerns vom Jahre 1701 »der gemaine Rueff und Tradi-

tion bei den P. P. Capuzinern, dasz sie mit R. P. Laurentio à Brundusio Weyland des Ordens geweszter General mehrmahlen geredet, wann der fromme Pater allda bei diser H. Bildnusz Mesz, deme auch Churfürst Maximilians I. offtermahls zu Altar gedienet.« Von einem andern für die Kapuziner gemalten, heute verschollenen Bilde Candids, dem heiligen Franziskus, erfahren wir nur, dass es »wegen dem ausserordentlichen Fleiss vieler Kleinigkeiten, Gesträuche, Vögel zu bewundern sei.«

Auch für die nun in eine Mauthalle umgewandelte Augustinerkirche hatte Candid mehrere Bilder zu malen, dieselben sind jedoch von untergeordneter Bedeutung. Von einem ist in den Pronnerschen Notizen die Rede, eines, eine heil. Anna selbdritt, kam in die Studienkirche zu München, andere in die Schleissheimer Galerie, die überhaupt eine Reihe von Candidschen Bildern bewahrt, wie das im Jahre 1623 für die Karlskirche zu Neudeck gemalte Bildnis des heil. Borromaeus, das durch feine Ausführung des Kostümes, zumal des Spitzenkragens und des reichen Schmuckes sich auszeichnende Bildnis der Herzogin Magdalena, einige kleinere Gemälde biblischen Inhalts u. a. m. Eine schöne im Jahre 1607 entstandene Verkündigung des Meisters prangt über der Thür der reichen Kapelle. Dieselbe ist so zart und fein gemalt, dass ein begeisterter Schilderer der Residenz im vorigen Jahrhundert sich zu der Bemerkung veranlasst sah: »man könne glauben, es spiele Elfenbein darunter.« Dieselbe Zartheit der Behandlung weisen in der Frauenkirche die prächtig gezeichneten zwölf Heiligengestalten von den Thüren des einst den Sarg des heiligen Arsacius umgebenden Schreine auf, welche heute in der Preysingschen Kapelle den Sarg der heiligen Katharina schmücken.

Für die Frauenkirche sollte Candid noch gegen Ende seines Lebens sein grösstes Altarwerk schaffen. Wahrscheinlich hatte bei Errichtung des Bennobogens der im Jahre 1434 von Gabriel Angler ausgeführte gotische Schnitzaltar weichen müssen, um einem monumentalen Renaissancewerke Platz zu machen. Soviel steht fest, dass derselbe im Jahre 1613 nicht mehr existierte, da ein aus jener Zeit stammender Stich uns an seiner Stelle ein mit einer in Bronze gegossenen Madonna besetztes einfaches Altartischchen zeigt. Vielleicht hatte es damals an den nötigen Mitteln gefehlt, das grosse Altarwerk zu errichten, sodass man sich zunächst mit jenem Altärchen begnügte. Erst im Jahre 1620, nach siegreicher Rückkehr aus der Schlacht am Weissen Berge, gab Maximilian dem Candid den Auftrag, der Maria zu Ehren, die ihm zum glorreichen Siege verholfen habe, den Hochaltar auszuführen, und bald erhob sich im Chore der Kirche das neunzig Fuss hohe, auf der Vorder- und Rückseite mit Gemälden versehene Werk. Mächtige korinthische Pilaster schlossen die figurenreiche Darstellung der Himmelfahrt Mariae ein, während zwischen den Postamenten derselben die Verkündigung mit der Unterschrift: P. CAND. ACAD. FLORENT. SER. BAV. DVC. PICT. DAM. F. ANNO POST. C. N. M. DCXX. und im Giebeldreieck die würdige Gestalt Gott Vaters erschienen. Auf der Rückseite sah man dagegen die Auferstehung Christi, das Schweisstuch der Veronika und eine Engelglorie. Der Altar ist bei der obenerwähnten Restauration der Kirche eingelegt, die einzelnen Teile aber haben sich erhalten und werden bis auf das Hauptbild der Himmelfahrt, das heute über der Sakristeithür der Kirche hängt, im Dachboden der Kirche aufbewahrt. Wenn auch an

eine Wiederaufrichtung des ganzen Werkes nicht gedacht werden kann, so wäre doch zu wünschen, dass die einzelnen Teile eine passende Verwertung fänden, vor allem sollte das tiefempfundene Verkündigungsbild mit dem anmutigen Verkündigungsengel wieder eine entsprechende Aufstellung erhalten, sei es nun in einer Kirche, oder wenn sich hierfür keine Gelegenheit findet, in einer Gemäldesammlung, z. B. jener des Germanischen Nationalmuseums.



Fig. 5. Portalfiguren von der Westfassade der Residenz zu München.

IV.

Plastische Werke.

VON jeher wird für eine grosse Zahl der in jenen Tagen in München entstandenen Bronzen die künstlerische Urheberschaft des Candid in Anspruch genommen; zugleich aber eine Reihe von Meistern genannt, welche die Ausführung versahen. Candid war somit nicht, wie verschiedene Maler Italiens, auch Plastiker, sondern begnügte sich damit, den Bildhauern Entwürfe zu liefern. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass er der Ausführung jener Arbeiten ganz fern gestanden habe, wir haben vielmehr alle Ursache anzunehmen, dass er dieselbe vielfach leitete und zuweilen bei der Modellierung selbst mit Hand anlegte. Wissen wir doch aus van Mander, dass er nicht nur »een goedt Meester in het nat en Oly-verwe« gewesen ist, sondern sich auch trefflich darauf verstanden habe,

»aerdigh van Aerde bootserende dat hem in der Schilderkonst groot vordeel is.« Bemerkenswert für sein Verhältnis zur Plastik ist dann noch der Umstand, dass er mit dem ersten Plastiker Münchens, dem vielbeschäftigten Johannes Krumper, Ateliergemeinschaft hatte. Dies erhellt aus einer einfachen Rechnungsnotiz, in welcher von Ofenreparaturen »in des Khrumpers vnd P. Candido werckstat« die Rede ist.

Von allen Werken des Meisters sind keine in dem Masse geeignet, uns so unmittelbar in das Wesen seiner Kunst einzuführen, wie die der Plastik; denn reiner und deutlicher als in der Malerei konnte er hier seine künstlerische Eigenart zur Geltung bringen, voller und mächtiger sein dekoratives Geschick entfalten. Mögen seine dekorativen Malereien auch noch so viel des Anziehenden und künstlerisch Bedeutsamen aufweisen, noch so sehr durch Komposition und Zeichnung, Verteilung der Massen und Rhythmus der Bewegung hervorragen, so vermögen uns diese Vorzüge doch nicht über die koloristischen Mängel hinwegzuhelfen. Die plastischen Werke aber zeigen jene Vorzüge, ohne daneben in uns das Gefühl eines solchen Mangels hervorzurufen. Auch sie sind ihrem Wesen nach dekorativ und lassen gleichfalls deutlich den Einfluss der italienischen Schule erkennen. Mehrfach werden wir an Gionnani da Bologna, zuweilen auch an dessen Schüler Adriaan de Vries erinnert, wenn schon in den Candidschen Arbeiten die Absicht dekorativ zu gestalten deutlicher und bewusster zu Tage tritt.

Zu derselben Zeit als die Ausmalung der beiden Hallen im Grottenhöfchen der Residenz stattfand, entstand auch die für die Kunstweise unseres Meisters äusserst charakteristische Brunnengruppe des Perseus mit der ge-

töteten Medusa,[9]) welche noch heute dieses Gärtchen ziert. Spräche nicht der Charakter des Werkes, das in Anlehnung an Cellinis berühmte Bronze in der Loggia de' Lanzi zu Florenz geschaffen ist, mit solcher Entschiedenheit für Candids Urheberschaft, so könnte man leicht geneigt sein, den Entwurf der Gruppe dem Christoph Schwarz zuzuweisen, denn von diesem Meister hat sich eine in der Anlage wie in verschiedenen Einzelheiten mit der Bronzegruppe übereinstimmende Handzeichnung mit der, freilich aus späterer Zeit stammenden Unterschrift: »Christophorus Schwarz Monach. fec. Ex Aereis Stat. f. Hub. Gerardi« erhalten. Von Candid ist dagegen weder hier noch sonst in Beziehung auf diese Gruppe irgendwie die Rede, und auch keine Handzeichnung bestätigt unsere Vermutung. Aber dennoch glauben wir berechtigt zu sein, den künstlerischen Charakter dieser Gruppe, der von dem der Zeichnung im wesentlichen abweicht, auf Candid zurückzuführen, denn der Bildgiesser Hubert Gerhard der nicht als selbstständige Künstlerindividualität erscheint, sondern nach den Entwürfen der verschiedensten Meister goss, konnte ihr denselben nicht gegeben haben. Von den Meistern des Münchener Kreises ist aber nur dem Candid ein so harmonisch gegliederter Aufbau, eine solche Verbindung von Lebensfülle mit idealer Linienführung, ein so wohlthuender Bewegungsrhythmus eigen, zeigt nur er eine so reizvolle, dekorative Behandlung des Kostüms und der ornamentalen Einzelheiten, und findet sich nur bei ihm eine so innerliche organische Verschmelzung aller dieser Eigentümlichkeiten, wie sie uns in dieser Perseusgruppe entgegentritt und zur Bewunderung hinreisst. Sehr bezeichnend für die künstlerische Auffassungsweise Candids ist auch die Umwandlung, welche er mit der grossen

Bronzegruppe des den Luzifer tötenden Erzengels an der Fassade der Michaelskirche vornahm, als er das Werk für den Stich des Lukas Kilian aufzeichnete (Fig. 6). Aus der malerisch angelegten gleichfalls von Hubert Gerhard gegossenen Gruppe (Fig. 7), zu welcher aller Wahrscheinlichkeit nach Christoph Schwarz den Entwurf geliefert hatte, schuf er ein plastisches Ganze, und es ist zu bedauern, dass diese Umwandlung nicht schon vor dem Guss der Gruppe stattgefunden hat. Das unter derselben zwischen den beiden Konsolen angebrachte, von zwei Putten gehaltene herrliche Wappen[10]) und die vier mit diesem stilistisch verwandten Kandelaber[11]) im Chore der Kirche weisen dasselbe dekorative Geschick und denselben Formcharakter auf, wie der prächtige Thürklopferentwurf in der Halmschen Sammlung (I, 73),[12]) von dem wir nicht wissen, ob er zur Ausführung gekommen ist. Einen bronzenen Thürklopfer des Candid besitzt das Berliner Kunstgewerbemuseum. Sehr charakteristisch für unsereren Meister ist der im Querschiff von St. Michael aufgestellte Weihwasserengel, der eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Verkündigungsengel von der Predella des früheren Hochaltars der Frauenkirche hat. An der Gruppe der am Kreuzesstamme knieenden hl. Magdalena ist bezeichnend für Candid die Verzierung und der Schmuck des reichen Gewandes. Wichtiger als diese Arbeiten ist ein Werk, welches im allgemeinen als Arbeit des Hubert Gerhard gilt, unseres Erachtens aber nur von ihm gegossen, jedoch von Candid entworfen ist, nämlich der im Jahre 1594 ausgeführte Augustusbrunnen vor dem Rathause in Augsburg. Freilich muss es auffallen, dass die Baumeisterbücher dieser Stadt, in denen Gerhard mehrfach verzeichnet ist, von Candid gar nicht reden, der ja für den Entwurf ebensogut besoldet



Fig. 6. Die Bronzegruppe von der Fassade der St. Michaelskirche in München nach dem von Candid aufgezeichneten Kilianschen Stich.



Fig. 7. St. Michael den Luzifer tötend, Bronzegruppe an der Fassade der St. Michaelskirche in München.

wurde, wie der ausführende Meister; aber dieser Umstand vermag doch nicht die aus stilistischer Untersuchung hervorgegangene Ueberzeugung zurückzudrängen, dass wir hier ein Werk des Candid vor uns haben. Die Verwandtschaft dieser Brunnenfiguren mit zweifellos Candidschen Gestalten ist eine viel zu enge, als dass wir dieselben auf einen anderen Ursprung zurückzuführen vermöchten. So erinnert uns die würdevolle Statue des Augustus unmittelbar an das Konstantinsbild im Depot von Schleissheim, an Gestalten auf dem Bilde der Monarchie aus dem Kaisersaale der Residenz und auch an die al fresco gemalten Kaiserfiguren im goldenen Saale des Augsburger Rathauses, ebenso weisen die beiden am Brunnenrande lagernden Flussgötter denselben Ursprung auf, wie die Flussgottdarstellungen des Theatinerganges in der Münchener Residenz, am meisten aber spricht dafür ein Vergleich der lieblichen Singold mit der für Candid so sehr bezeichnenden Statue der Bavaria auf der Rotunde des Münchener Hofgartens (Fig. 8). Die Ausführung der letzteren rührt von Krumper her; der in ihr, wie in der Singold hervortretende Stil ist daher durchaus nicht auf Rechnung des Gerhard zu setzen, vielmehr weist die stilistische Verwandtschaft zweier von verschiedenen Meistern ausgeführten Arbeiten, wie sie auch unverkennbar zwischen dem Perseus und der Bavaria besteht, auf einen dritten Meister hin, der jenen beiden die Entwürfe lieferte, und das kann in diesem Falle kein anderer als Candid gewesen sein. Von Gerhard hören wir zuletzt im Jahre 1594, Krumpers eigentliche Thätigkeit dagegen fällt in das erste Viertel des XVII. Jahrhunderts; und dennoch zeigen beide Bilderwerke den gleichen Charakter, nur dass bei letzterem die Modellierung weicher und sanfter ist.

Jene Bavaria, das anmutigste und reizvollste unter den plastischen Werken des Candid, stand ursprünglich auf einem Felsenberge in dem südlichen Hofgarten der Residenz, dessen künstlerische Ausstattung im wesentlichen in die Jahre 1601 bis 1610 fällt. Später, wahrscheinlich bald nach Anlegung des nördlichen Hofgartens, kam es auf die Kuppel des 1615 erbauten Monopteros, der heute so dicht von hohen Bäumen umstellt ist, dass die schöne Bronzefigur während der Sommerzeit unseren Blicken fast entrückt ist. Es ist dies um so bedauerlicher, als gerade dieses Werk sich in ganz besonderem Maasse durch den Adel der Formen auszeichnet. Anziehend ist auch die ruhige Vornehmheit, mit der die in nackter Schönheit strahlende Frauengestalt die schlanken, anmutigen Glieder bewegt. Wie wunderbar entspricht der glücklichen Stellung der Beine, von denen das linke auf ein Salzfass gestellt ist, sodass das wohlgeformte Knie



Fig. 8. Bavaria im Hofgarten der Residenz zu München.

scharf heraustritt, die Bewegung der schön gerundeten Arme über deren rechtem ein Hirschfell hängt, während die nach unten gehaltene linke einen Ährenkranz fasst. Der auf der rechten ruhende, auf die im Jahre 1623 dem Maximilian verliehene Kurwürde weisende Reichsapfel ist eine spätere Zuthat. In Verbindung mit den kleinen an den Ecken des Postaments hockenden Putten, die verschiedene Attribute in den Händen halten, erinnert das Werk an die Verdienste Maximilians um die Entwickelung seines Landes in politischer, religiöser und landwirtschaftlicher Hinsicht, durch seine Schönheit und künstlerische Vollendung aber preist es ihn als Freund und Förderer der Künste.

Nahe verwandt mit der Bavaria sind auch noch jene beiden köstlichen Frauengestalten der Luft und der Erde (Fig. 9), welche Candid nebst den männlichen Figuren des Wassers und Feuers zur Ausschmückung des Wittelsbacher Brunnens in der Münchener Residenz schuf, und welche im Vergleich mit dem übrigen Figurenschmuck dieses schon unter Herzog Albrecht V. angelegten Brunnens die besondere Eigentümlichkeit der Candidschen Kunstweise auf das deutlichste hervortreten lassen. Über die Zeit ihrer Entstehung fehlt leider jede Angabe, überhaupt sind es allein stilistische Gründe, welche für die Urheberschaft des Candid sprechen. Derselbe Bewegungsrhythmus, welcher der Juno auf dem Argusbilde im Grottenhöfchen den eigentümlichen Reiz verleiht, zieht unmittelbar die Blicke auf die junonische Gestalt der Erde hin, und die Bewegung und die Formen ihrer schön gebildeten Glieder legen den Vergleich mit der Bavaria unmittelbar nahe. Sehr charakteristisch für unseren Meister ist auch die geschickte Art, wie er das Haar und den Kopfputz an-



Fig. 9. Die Erde, Figur vom Wittelsbacherbrunnen im Brunnenhofe der Residenz zu München.

zuordnen weiss. Wie diese beiden weiblichen Brunnenfiguren, so geben auch seine Bilder mehrfach Gelegenheit, sein Geschick hiefür zu bewundern. Von hervorragender Schönheit ist auch der Kopfputz jener vier allegorischen Frauengestalten, der Klugheit, Gerechtigkeit, Stärke und Mässigkeit (Fig. 5), welche auf den Giebeldreiecken der beiden westlichen Residenzportale lagern. Da an diesen Portalen noch im Jahre 1614 gearbeitet wurde, so wird die Entstehung der schön durchgeführten Gestalten ungefähr in diese Zeit zu setzen sein. Zwischen ihnen erscheint in einer architektonisch reichen Marmornische die grosse wundervolle Bronzestatue einer Madonna mit dem Kinde, deren Komposition zwar der rechten Geschlossenheit entbehrt, die aber im einzelnen viele Schönheiten aufzuweisen hat. Durch zierliche Ornamentik zeichnet sich die unter dieser Statue angebrachte grosse Bronzelaterne aus, die dem entwerfenden Künstler und dem Giesser alle Ehre macht.

Aus der Candid-Krumperschen Giesshütte, in welcher alle diese Arbeiten entstanden, stammen auch die heute im Garten des Bayerischen Nationalmuseums aufgestellten Statuetten der vier Jahreszeiten, welche vielleicht einst das Grottenhöfchen zierten. Woher die in demselben Garten befindlichen Candidschen Gestalten der Venus und der Virtus [18]) gekommen sind, ist unbekannt. Eine Handzeichnung aus dem Jahre 1623 (Halm, I, 62) zeigt, dass die letztere als Brunnenfigur gedacht war, denn der hier dargestellte von Sirenen und Delphinen getragene Brunnen wird von einer Figur bekrönt, welche in Haltung und Bewegung so sehr an die vortrefflich komponierte, in Bewegung und Ausdruck vorzüglich gelungene Bronze der Virtus erinnert, dass die Annahme, jene Skizze sei

ein Entwurf zu dieser Figur, in hohem Grade wahrscheinlich ist.

Man sieht es diesem frischen, Kraft und Siegesbewusstsein atmenden Werke in der That nicht an, dass sein Meister bereits das fünf und siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, man glaubt vielmehr der Arbeit eines in der Blüte seiner Jahre stehenden Mannes gegenüberzustehen. Aber kann es uns wundern, dass der Mann, nach dessen Entwürfen und unter dessen Leitung noch im Jahre 1622 das grossartige Ludwigsmausoleum in der Frauenkirche entstanden war, im darauffolgenden Jahre ein Werk wie jene Virtus schuf?

Schon Albrecht V. hatte, wie erwähnt, den Gedanken gefasst, seinem grossen Ahnen Kaiser Ludwig dem Bayer ein Denkmal zu errichten, aber erst Maximilian, der sich im Jahre 1616 vergebens darum bemüht hatte, diesen Kaiser aus dem Kirchenbanne zu befreien, führte denselben aus, indem er über der von Hans dem Steinmeissel mit dem schönsten Bildwerk verzierten Tumba des Kaisers in der Frauenkirche ein aus schwarzem Marmor und Bronze gebildetes Mausoleum errichten liess. Leider wurden bei dieser Gelegenheit die vielbewunderten Reliefs, welche die Seiten der Tumba bedeckten, zerstört. Die obere Platte aber mit der auf das feinste durchgeführten Darstellung des thronenden Kaisers wurde erhalten und ist heute durch die seitlichen Öffnungen des Mausoleums sichtbar.

Auch dieses Werk war schon mehrfach in Gefahr, wenn auch nicht aus der Kirche entfernt, so doch aus dem Mittelpunkte derselben an das ungünstig beleuchtete Ende unter der Orgelempore versetzt und dadurch seines Ansehens beraubt zu werden. Bei der mehrfach er-



Fig. 10. Eckfigur vom Ludwigsmausoleum in der Frauenkirche zu München.

wähnten Restauration der Kirche begnügte man sich zwar damit, das Denkmal aus dem erhöhten Chore, in dem es die Aussicht auf den Hochaltar benahm, in das Schiff der Kirche an seinen jetzigen Standort zu rücken, neuerdings ist aber mehrfach der Wunsch laut geworden, eine weitere Versetzung vorzunehmen, doch ist bei der künstlerischen Bedeutung des Werkes zu hoffen, dass solche Wünsche ungehört bleiben.

Aus der den Fries des schwarzen Marmorgehäuses umziehenden Inschrift, welche das Jahr 1622 als das der Vollendung des Denkmals angiebt, ersehen wir, dass schon der Vater und der Grossvater des Maximilian an die Errichtung desselben dachten und begreifen daher, dass den Langseiten des Mausoleums die Statuen dieser beiden Fürsten vorgestellt sind. Dieselben sind gut aufgefasst, frisch und lebensvoll modelliert und zeichnen sich auch durch die zierliche Durchbildung der schmuckreichen Gewänder aus. In Bezug auf Ornamentation aber fesseln uns am meisten die an den Ecken des Grabmals knien-

den, hohe Fahnen haltende Landsknechte (Fig. 10), deren Rüstungen und Helme eine wahre Fundgrube zierlicher und anmutiger Ornamentmotive bilden. Wie in den Grotesken der Residenz, so erweist sich Candid auch hier als ein ebenso feinfühliger wie gewandter Ornamentist. Meisterlich versteht er es, die ornamentale Linie den Raumverhältnissen anzupassen und die gegebenen Flächen ornamental zu beleben. Organisch wachsen aus dem Blattwerk die figürlichen Motive heraus, und bei allem Reichthum findet sich doch nirgends prunkende Fülle und störende Ueberladung. — Einfach und edel, wie der auf rotem Sockel ruhende, innen und aussen mit bronzenem Zierat besetzte dunkle Marmorbau, ist auch das in schöner Schweifung pyramidal ansteigende Bronzedach gegliedert, auf dessen Spitze die von den anmutigen Gestalten des Krieges und des Friedens bewachte Kaiserkrone ruht, während an den Ecken muntere Putten als Wappenhalter dienen.

Candid und Krumper setzten an die Durchführung dieses Werkes ihre ganze Kraft und zeigten sich der ihnen hier gestellten schwierigen Aufgabe durchaus gewachsen. Während die Feinheit, Sauberkeit und Schärfe, mit welcher alle Teile des Werkes gleichmässig gegossen sind, die Hingebung verraten, mit welcher Krumper die Ausführung des Werkes betrieb, so zeigen von dem Fleisse, den Candid dabei an den Tag legte die vielen Pläne, Studien und Skizzen, die sich auf achtunddreissig z. T. auf beiden Seiten bezeichneten Blättern erhalten haben. Diese leicht mit der Feder hingeworfenen, im Münchener Kupferstichkabinett befindlichen Zeichnungen [14]) sind nicht nur als bemerkenswerte Studien unseres Meisters für uns von besonderem Interesse, sondern auch deshalb

von grösster Wichtigkeit, weil sie jeden Zweifel an der Thatsache, dass Candid Entwürfe zu plastischen Arbeiten geliefert habe, zerstreuen müssen. Wenn wir vom Strich der Zeichnungen ganz absehen, so erhellt schon aus den halb italienischen, halb deutschen Beischriften, wie sie auch auf anderen Zeichnungen des Meisters vorkommen, dass dieselben von ihm und nicht etwa von Krumper herrühren. Übrigens hat man diesem Werke gegenüber nie an der Urheberschaft des Candid gezweifelt. Sehr bemerkenswert sind die Worte, welche der kunstliebende Marchese Bianconi, der für Candid eine ganz besondere Vorliebe hatte und wie schon erwähnt im Jahre 1758 seine Villa in Bologna mit vier Candidschen Bildern schmückte, dem Ludwigsmausoleum gewidmet hat. In dem fünften seiner Reisebriefe (11. November 1762) lesen wir: »Io non credo che dopo aver finora veduto tante cose di Pier Candido voi abbiate più bisogno che vi si dica essere codesta pure un suo disegno. Quantunque nessuno me l'abbia potuto assicurare, io non saprei dubitarne riconoscendolo in tutte e singole le sue parti.«

Steht aber für dieses Werk die Urheberschaft unseres Meisters fest, so haben wir um so weniger Veranlassung daran zu zweifeln, dass auch die bisher besprochenen, früher entstandenen Bronzen, auf ihn zurückgehen, denn niemals hätte man einem über siebzig Iahre alten Manne den Entwurf eines solchen Werkes übertragen, wenn er sich nicht schon vorher auf dem Gebiete der Plastik bewährt hätte. — Noch haben wir von den schon vorher geschaffenen Bronzen eine Statue näher in betracht zu ziehen, deren wir schon oben kurz gedacht haben. Wir meinen die Maria mit dem Kinde, welche sich im Jahre 1613 auf dem Altartische in der Frauenkirche befand.

Aus einer Kalendernotiz vom Jahre 1678 geht nämlich hervor, dass dieses ursprünglich vollständig vergoldete Werk, das durch den Adel der Form und eine besonders schöne Faltenlegung hervorragt, mit jener Maria identisch ist, welche heute auf der stattlichen Säule des nach ihr benannten Marienplatzes in München steht. Vielfach hat man das ganze Werk dem Candid zugeschrieben, und in der That, der ganze Aufbau, die ornamentalen Einzelheiten und die köstlichen Engelsgestalten, welche so eifrig gegen die sich unter ihren Schlägen windenden Ungeheuer kämpfen, sind seiner würdig, aber die Säule wurde erst zehn Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1638 zur Erinnerung an die in den Jahren 1632 und 1634 überstandene Kriegs- und Pestgefahr errichtet, und auf diese Ereignisse beziehen sich auch jene Ungeheuer, welche den Krieg, den Aberglauben, die Pest und die Hungersnot darstellen. Auch bemerken wir bei genauer Betrachtung, dass in diesen Gruppen eine naturalistischere Auffassung und eine schärfere Charakterisierung zutage tritt, als wir sie bei Candid gewohnt sind, dass auch hier, wie in der Malerei, eine neue Richtung sich Bahn bricht. Nur hält die Plastik länger an den überkommenen Formen fest, und so klingt in diesem Werke noch deutlich die Candidsche Weise an.

Teppichdarstellungen.

TROTZ den bedeutenden Anforderungen, welche der Bau und die plastische wie malerische Ausschmückung der Residenz an unseren Künstler stellten, fand derselbe dennoch die Kraft und die Zeit, die im Jahre 1604 von Maximilian gegründete Teppichmanufaktur mit Entwürfen und den für die Ausführung nötigen grossen Kartons zu versehen. Ja es scheint, dass er auch hier bei der Ausführung die Oberleitung hatte, denn in einem alten Berichte heisst es; dass der aus den Niederlanden berufene Gobelinwirker Hans van der Biest, der mit zwanzig Gesellen nach München gekommen war, sich seiner Kunst um so weniger zu rühmen habe, »als ihm Peter Candid die Cartone für Hand und Augen reiche und noch manches corrigieren müsse«. Auch beweisen die Schenkungen welche Maximilian dem Candid zukommen liess, und von denen eine mit der Bemerkung: »dorch seines gehebten vleiz so er bei seiner arbeit vnd sondlich was

zu Iren Dtl. tappecereien gehörig erzaiget« in den Hofzahlamtsrechnungen eingetragen ist, dass derselbe auch diesen Arbeiten die gewohnte Sorgfalt zuwandte. Entsprach doch auch diese Thätigkeit ganz besonders seinem künstlerischen Sinne, konnte er sich doch hier nach Herzenslust im Komponieren der Gruppen und plastischen Durchbilden der Gestalten ergehen ohne die Farbe in dem Maasse wie bei den Gemälden in betracht ziehen zu müssen.

Schon ehe er nach München kam, war er auf diesem Gebiete thätig gewesen, denn unter den Arbeiten, die er für den Herzog von Florenz auszuführen hatte, befanden sich auch »verscheyden Tapyt-patronen«. Über diese Arbeiten haben wir sonst keine weitere Kunde, dagegen sind wir über die Thätigkeit, welche Candid in München für die Teppichwirkerei entfaltete, genau unterrichtet, denn nicht nur besitzen wir bis auf einzelne Stücke die ausgeführten Teppiche, sondern auch in stattlicher Zahl die Candidschen Entwürfe und Skizzen, die von dem Fleisse und der Gewissenhaftigkeit, mit denen er auch hier zu Werke ging, das beste Zeugnis ablegen. Dazu kommen nun noch die Stiche, welche der Stecher Gustav Amling gegen Ende des 17. Jahrhunderts von dem grösseren Teile der Darstellungen nach den von Candid und seinen Gesellen gezeichneten Kartons gefertigt hat. »Wegen ihrer sondern Raritet« hatte man diese, den Wirkern als Vorlagen dienenden Kartons sorgfältig aufbewahrt und an der Wand der nördlichen Hofgartenarkaden angebracht. Hier wird dann die Witterung die allmähliche Zerstörung besorgt haben, denn wir besitzen heute nichts mehr davon. Dargestellt waren hier in 32 Kompositionen die Thaten Ottos von Wittelsbach,

die Romreise Ludwig des Bayern i. J. 1327, sowie die Monate, Jahres- und Tageszeiten. Nur neunundzwanzig Darstellungen wurden ausgeführt und haben sich erhalten, während zwei Szenen aus der Geschichte Ottos und die Romreise Ludwigs uns nur durch Handzeichnungen und die Amlingschen Stiche bekannt sind. Aus Handzeichnungen kennen wir auch die Darstellungen zweier verschollenen Teppiche, welche einer dritten nicht gestochenen Serie angehörten. Es ist dies jene Reihe von zwölf Teppichen, welche, wie bemerkt, im Verein mit Vincentinoschen Gemälden die Wände des Kaisersaales schmückten und durch biblische und mythologische Szenen verschiedene Tugenden veranschaulichten. Heute schmücken diese Teppiche mit Ausnahme jener beiden verloren gegangenen Stücke die Wände eines Saales im Wittelsbacher Palais zu München. Dem opferfreudigen Eleasar entspricht der todesmutige Mucius Scaevola, dem gläubigen Gedeon, der tapfere Leonidas, Debora und Zenobia erscheinen dagegen als Muster weiblicher Kühnheit und Unerschrockenheit. Der keusche Joseph findet sein mythologisches Gegenbild in dem unschuldigen Hippolyt, und der klugen Michael, deren List dem Gatten David das Leben rettete, steht die Römerin Turia gegenüber, die ihren Mann Quintus Lucretius Vespillo vor seinen Feinden schützte. Welche Darstellung der Auffindung des Moses entsprach, die, wie die erwähnte Handzeichnung zeigt, auf dem einen Teppich des verlorenen Paares dargestellt war, wissen wir nicht, da wir die flüchtige Zeichnung, auf der im Vordergrunde eine Frau ein Kind zu verbergen sucht, während im Hintergrunde ein Kampf von Männern tobt, nicht zu deuten vermögen. Die Gestalten, von denen stets eine stark hervortretend im Vordergrunde

erscheint, zeichnete sich durch Kraft und Energie des Ausdrucks aus und sind von prachtvoll dekorativer Wirkung. Dieselbe wird noch erhöht durch die reiche aus Blumen- und Fruchtgehängen gebildete Umrahmung, in welcher ausser dem bayerischen und lothringischen Wappen und dem Namenszuge des Herzogs Maximilian und seiner Gemahlin Elisabeth erklärende lateinische Unterschriften erscheinen. — Diese Teppiche wurden nicht in München gewebt, sondern von van der Biest nach seinem Fortgange von München im Jahre 1615 in Flandern ausgeführt. Wie die Teppiche mit den Darstellungen der Monate so weisen auch diese den Namen und das Monogramm des van der Biest auf, dagegen fehlt das dort vorkommende Münchener Kindl. Dieses fehlt nun auch samt den auf Biest deutenden Bezeichnungen auf den im Bayerischen Nationalmuseum bewahrten Exemplaren der ersten Serie, auf denen sich vielmehr eine von zwei P eingeschlossene Lilie findet; wir glauben deshalb, dass wir hier nur spätere Wiederholungen der schon im Jahre 1613 fertiggestellten und in diesem Jahre bei der Hochzeit des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm mit der Herzogin Magdalena zum Schmuck von »des Herrn Bräutigam Zimmer« verwendeten Teppiche vor uns haben, die sich noch heute in der Residenz befinden und, wie eingangs erwähnt wurde, am Georgiritterfeste verwertet werden. Ob diese letzteren, wie wir vermuten, das Monogramm des van der Biest aufweisen, konnten wir leider nicht erfahren. Wahrscheinlich gilt dann jene Zahlung von 3040 fl., welche an die Erben des van der Biest und die Gebrüder van der Posch entrichtet wurde, den in verschiedenen Räumen des Nationalmuseums hängenden Teppichen, auf denen wir

in Umrahmungen, welche den vorhin geschilderten ganz ähnlich sind, die wichtigsten Thaten und Ereignisse aus dem Leben Ottos von Wittelsbach erblicken, seine im Jahre 1153 erfolgte Ernennung zum Hauptmann der Leibgarde des Kaisers Friedrich Barbarossa, dem er im folgenden Jahre auf dem Römerzuge folgte, seine heldenhafte That in der Veroneser Klause, durch die er seinem Kaiser das Leben rettete, seine energischen Verhandlungen mit den verräterischen Griechen bei Ancona, seinen kühnen Handstreich während der Belagerung von Mailand, die durch seine List bewirkte unblutige Einnahme Ferraras, seine Verhandlungen mit dem Papste im Interesse des Kaisers, seine Trauung mit Agnes von Wasserburg, seinen Sieg über Heinrich den Löwen, mit dessen bayerischem Lande er vom Kaiser belehnt worden war, da jener dem Kaiser für die dritte Romfahrt die Heeresfolge verweigert und dadurch die Niederlage bei Legnano verschuldet hatte. Auf einem der Teppiche sehen wir dann, wie die bayerischen Stände dem Otto den Treuschwur leisten, während ihn der letzte Teppich dieser Serie als Erbauer von Landshut und der Trausnitz zeigt.

Auch bei diesen Kompositionen war der Meister sichtlich bestrebt, den Hauptnachdruck auf einige wenige, sehr gross im Vordergrunde erscheinende Gestalten zu legen, alles Übrige dagegen wesentlich zurücktreten zu lassen. Nicht immer geschah es zu gunsten des Ganzen, aber stets sind jene Hauptgestalten vortrefflich angelegt und auf das köstlichste durchgebildet. Überall tritt uns sowohl das sorgfältigste Studium der Natur als auch weises Abwägen und Prüfen der einzelnen Teile und ihres Verhältnisses zu einander hervor. Davon zeugen auch deutlich die erhaltenen Handzeichnungen, von denen sich oft eine ganze Reihe auf



Fig. 11. Figuren aus den historischen Teppichen.

eine Darstellung bezieht. Neben der Gestalt des Otto, der hier in reichem Festgewande, dort in glänzendem Kriegskleide erscheint, ragen in erster Linie die prächtigen Fahnen- und Standartenträger hervor, die auf mehreren Darstellungen vorkommen und von wunderbar dekorativer Wirkung sind (Fig. 11 u. 12). Und wie die einzelnen, oft zu schönen Gruppen vereinigten Gestalten, so erfreuen auch die vielen dekorativen Einzelheiten, wie sie uns



Fig. 12. Figur aus den historischen Teppichen.

besonders in den reichen Gewändern entgegentreten. Nur ein Meister des Ornaments war imstande, alle Teile bis ins einzelne hinein in dieser Weise durchzubilden; überall finden wir neue, reizvolle Motive, ohnedass sich die ornamentalen Partien irgendwie störend hervordrängten. Je länger man diese Kompositionen betrachtet, um so lieber wird man sie gewinnen, und um so grösser wird die Bewunderung sein, die man ihrem Schöpfer zollt. — Dasselbe gilt auch von den übrigen gleichfalls im Nationalmuseum hängenden Teppichen mit den Darstellungen der Monate, Jahres- und Tageszeiten, von denen die ersteren bei der erwähnten Hochzeit das Zimmer der Braut schmückten. Da verkündet den Januar eine frohe Tafelrunde, während lustige Masken an die Karnevalsfreuden des Februar erinnen. Ein pflügender Landmann und eine eggende Bäuerin kennzeichnen den März, eine Falkenjagd den April, und während im Garten

thätige Männer und Frauen den Mai andeuten, lässt die Schafschur an die im Juni beginnende Hitze des Sommers denken. Der Juli führt uns in den schattigen, durch Jagd belebten Wald, der August dagegen auf das sonnige Feld, wo wir dem Treiben der Schnitter und Schnitterinnen zusehen. Ein mit Vieh, Geflügel und Früchten in die Stadt ziehender Landmann ist bezeichnend für den September, während eine gemütliche Herbstfeier unmittelbar den Oktober in Erinnerung ruft. Dass auch der Winter seine Lust und Freude hat, beweisen die Eberjagd des Novembers und das fröhliche Schlachtfest des Dezembers, wo auf allen Gesichtern rechte Weihnachtsfreude strahlt. — Etwa halb so gross wie diese zwölf Teppiche sind die beiden mehr allegorisierenden Tageszeiten und die vier Jahreszeiten mit den in frischer Frühlingsluft im Parke spielenden Kindern, den in der Sommerhitze am Quell Kühlung suchenden Frauen, dem munteren Winzerpaare und den im warmen Stübchen hockenden beiden Alten.

Der genrehafte Charakter, der in diesen dem gewöhnlichen Leben und Treiben des Volkes entlehnten Darstellungen wie auch in einzelnen Partien der historischen Teppiche deutlich zutage tritt, erinnert uns unwillkürlich an den niederländischen Ursprung unseres Meisters, aber deutlich spüren wir daneben, dass dieser Mann viel zu sehr unter dem Banne der Kunst Italiens stand, als dass er je zu einer eigenartig nationalen Kunstweise hätte durchdringen können. So tritt er uns in allen seinen Werken als charakteristisches Beispiel eines italianisierenden Meisters entgegen, der nicht vor sich schauend das Ideal erblickt und mit feurigem Geiste zu erringen strebt, sondern der mit liebender, sorgsamer Hand die heilige Flamme der

hinter ihm liegenden Kunst ernährt, um mit ihrem Scheine die kältere Gegenwart zu durchleuchten und zu durchwärmen. Das aber entsprach gerade der Stimmung des Kreises, für den er zu wirken berufen war, und darum haben auch seine Schöpfungen für uns eine grössere Bedeutung, als wir sie für gewöhnlich den Werken der italianisierenden Meister beizumessen vermögen; denn nur diejenige Kunst kann auf dauernde Geltung und Anerkennung Anspruch erheben, welche auch wirklich in dem Grunde wurzelt, welcher sie trägt.

Anmerkungen.*

1) Vergl. Gmelin, Die obere Stadtpfarrkirche zu Ingolstadt, in der Zeitschrift des Kunstgewerbevereins München 1885. S. 80 ff.

2) Vergl. Zimmermann Max, Münchener Bauten Herzog Albrecht V. von Baiern. Repertorium für Kunstwissenschaft X, 4 (1887).

3) Vergl. Baader, Beiträge zur Kunstgeschichte Nürnbergs. 1860. S. 14.

4) Das erwähnte Studienblatt befand sich unter den auf S. 76 Anm. 2 und S. 253 unseres 1885 erschienenen Buches über Peter Candid erwähnten aber nicht bekannten Handzeichnungen des Felix Halm. Dieselben waren in den Besitz des Grafen Maffei übergegangen und befinden sich nunmehr seit Jahresfrist im königl. Kupferstichkabinett zu München, das sie in der von Halm gegebenen Anordnung in fünfzehn grossen Mappen bewahrt. Von den wichtigsten in dieser Sammlung vorkommenden Handzeichnungen Candids wird mit Anführung der Mappen- und Nummerzahl weiterhin die Rede sein. Das genannte Blatt mit dem väterlichen Bildnis findet sich auf Tafel 56 der ersten Mappe.

5) Vergl. ausser meinem Buche S. 152 ff. meine Polemik mit G. F. Seidel in der Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1886, Beilage N. 182 u. 311.

6) Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie.

7) Vergl. Cornelius Gurlitt, Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland 1889. S. 39.

8) Vergl. Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. XIV. Jahrgg. S. 221 ff.

9) Abgebildet bei Hirth, Formenschatz 1882. S. 126.

10) Abgebildet bei Hirth, Formenschatz 1883. 77 u. 78.

11) Abgebildet bei Hirth, Formenschatz 1880. 75.

12) Abgebildet im Jahrbuch des bayerischen Kunstgewerbes 1877.

13) Abgebildet in der Zeitschrift f. Kunst u. Gewerbe 1886, 99.

14) Ein Blatt abgebildet bei Hirth, Formenschatz 1879, 25 u. 26.

---

*) Den litterarischen Nachweis habe ich nur so weit geführt, als meine im Jahre 1885 erschienene grössere Arbeit: »Peter Candid, sein Leben und seine Werke« nicht die Quelle für die vorliegende Abhandlung bildete.

Verzeichnis der Abbildungen.



I. Herzog Albrecht V. von Bayern.

3

BAYERISCHE BIBLIOTHEK

Begründet und herausgegeben von

KARL VON REINHARDSTOETTNER & KARL TRAUTMANN

6. BAND.

GESCHICHTE DES KÖNIGL. MÜNZKABINETTS IN MÜNCHEN

Von

HANS RIGGAUER.

ZEICHNUNGEN

von

P. HEINE.

BAMBERG

Buchnersche Verlagsbuchhandlung

1890

DRUCK

VON KARL WALLAU IN MAINZ.

ZINKÄTZUNGEN

VON OSKAR CONSÉE IN MÜNCHEN.

HADERNPAPIER

AUS DER FABRIK VON HOFFMANN & ENGELMANN IN

NEUSTADT A. D. HAARDT.



Das Jesuitenkollegium Wilhelm V, jetzt Gebäude der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

NUR wenig vom grossen Publikum gekannt ist das k. Münzkabinett zu München, weil es durch seine Organisation für den allgemeinen Besuch nicht geeignet ist, es nimmt

aber gleichwohl unter den zahlreichen Kunst- und historischen Sammlungen Münchens eine hervorragende Stelle ein und wird noch, hoffentlich immer, unter den gleichartigen Sammlungen aller Länder in erster Reihe genannt. Jeder Besucher, der zum ersten Male Einblick in diese Sammlung erhält, staunt über die Reichhaltigkeit und Universalität, den Glanz und ausserordentlichen Wert dieser Schätze, und frägt unwillkürlich nach der Geschichte des Kabinetts, wie es gekommen, dass in allen Abteilungen so kostbare und seltene Münzen und Medaillen vorhanden sind. Die Geschichte einer derartigen Sammlung gewährt natürlich dem Kenner des jeweiligen Faches hohes Interesse, aber auch die weiten Kreise der für Kunst und Geschichte Begeisterten werden manches Beachtenswerte finden. Die Geschichte des bayerischen Münzkabinetts ist zugleich ein hochwichtiger Beitrag zur Geschichte des Kunstsinnes der bayerischen Fürsten und seiner Bethätigung. Kunstsinn ist ja die hehre Tradition der Wittelsbacher seit mehr als drei Jahrhunderten, und wenn je in diesem Zeitraum eine Periode des Stillstandes in der Pflege und Förderung der Kunstsammlungen erscheint, so ist es nur die vorübergehende, durch unruhige und kriegerische Zeiten hervorgerufene finanzielle Misslage des Landes, die andere Rücksichten in den Vordergrund treten liess.

Ein früherer Konservator des Münzkabinetts, Franz Ignaz von Streber, hat in drei Abhandlungen[1]) das Entstehen und Wachsen des Münzkabinetts geschildert und zwar mit solcher Liebe und patriotischen Wärme, dass nur die Erwägung, da und dort auf grund eines reicheren, seitdem aufgefundenen Materials Ergänzungen liefern zu können, und der Wunsch, unser Jahrhundert eingehender zu behandeln, beziehungsweise fortzusetzen, eine neue Bearbeitung veranlassen konnten.

Bereits der Gründer des Kabinetts, Herzog Albert V (1550—1579), hat seine Schöpfung mit dem emsigsten persönlichen Eifer und wahrhaft fürstlichem Aufwand auf eine bedeutende Höhe gebracht, und seine Nachfolger haben dieselbe, soweit die Zeitumstände es erlaubten, auf

dieser Höhe unter den ersten Sammlungen der Welt erhalten. Das Münzkabinett in München ist aber auch eines der ältesten; denn nicht lange vor Albert V ist überhaupt erst das Sammeln von Münzen aufgekommen. Das frühere Mittelalter kannte keine Münzsammlungen, so wenig wie die antike Welt. Erst mit dem Wiedererwachen des antiken Geistes und der rasch aufflammenden Liebe zu den Schätzen und Denkmälern des klassischen Altertums entstehen diese Sammlungen. Petrarca, der glühende Schwärmer für die antike Litteratur, der Vater der Altertumsstudien, scheint der erste gewesen zu sein, der eine Münzsammlung besass. Ausserordentlich rasch und überallhin verbreitete sich das Interesse an der Münzkunde. Cosmo von Medici und Alfons von Aragonien und Neapel, die an ihre Höfe die hervorragendsten Künstler und Gelehrten zogen, sammelten auch Münzen und alsbald entstand ein Wetteifer unter den Grossen und Reichen in Spanien, Frankreich, Deutschland, in den Niederlanden, in der ganzen gebildeten Welt. Die Sammlungen mehrten sich unendlich, sodass wir uns heutzutage kaum einen rechten Begriff davon machen können. Der berühmte Kupferstecher Hugo Goltzius (1526—1583), selbst ein eifriger Antiquitätensammler, besuchte auf einer grossen Reise in Zentraleuropa 950 Kabinette.[2]) Darunter befinden sich in Bayern die Städte Würzburg, Ingolstadt, Regensburg und München, und Sammler oder Antiquitätenfreunde wie Kardinal Otto Truchsess von Waldburg, die Fugger, Wolfgang Lazius, Peutinger sind vertreten. Dieser Goltzius war auch Agent und Gehilfe Albert V im Sammeln. Überhaupt hat der Herzog alle hervorragenden Persönlichkeiten, von denen er direkt oder indirekt Förderung der von ihm ins Leben gerufenen Sammlungen erwarten konnte, für sich zu interessieren verstanden. Ausser Goltzius standen ihm zur Seite Jakob Strada, der Verfasser des dreissig Foliobände umfassenden Werkes mit prächtigen Zeichnungen alter Münzen, das er im Auftrage des Hans Jakob Fugger 1550 anlegte, und das dieser Fugger — er war Alberts Hofkammerpräsident — dem Herzog

verehrte. Dieses Buch, das 27,000 Reichsthaler gekostet haben soll, übrigens ohne wissenschaftlichen Wert ist, wanderte im dreissigjährigen Kriege nach Sachsen. Auch der erwähnte Fugger und besonders Samuel Quichelberg, ein Arzt, waren des Herzogs Ratgeber und Helfer. In Italien unterhielt der Herzog überall Agenten, die ihm Münzen und Altertümer verschaffen mussten. Im Reichsarchiv in München befinden sich noch 5 Bände mit der Korrespondenz zwischen Albert und diesen Unterhändlern. Diese interessanten Akten, auf die zuerst Freyberg in den bayerischen Annalen 1832 hingewiesen, sind eingehend und kritisch behandelt von W. v. Christ in den »Beiträgen zur Geschichte der Antikensammlungen Münchens.«[3])



Kardinal Otto von Augsburg.

Ein weiterer Gehilfe des Herzogs war Otto Truchsess von Waldburg, Bischof von Augsburg 1543—1573, später Kardinal, der sieben Romreisen unternahm und zuletzt 1568 den Aufenthalt dort mehrere Jahre ausdehnte, bis ihn 1573 der Tod dort ereilte. Die Thätigkeit dieses hochgebildeten und energischen Kirchenfürsten griff 30—40 Jahre in alle politischen und religiösen Verhältnisse dieser gährungsvollen Zeit ein; nebenbei aber war sie auch den Zwecken der Kunst und Kunstsammlungen gewidmet. In dem Briefwechsel Ottos mit Herzog Albrecht[4]) finden sich mehrere Stellen, die darauf hinweisen, dass der Kardinal auch für die Vermehrung der antiken Kunstschätze des Herzogs in dessen Auftrag emsig thätig war. Der Ton dieser Briefe lässt auf ein intimes Freundschaftsverhältnis zwischen beiden schliessen. Am 29. November 1572 schreibt Otto: »Ich wayss nit was ich nur solle mit diesen Kardinelen an»fahen. Si sagen taglich und toties quoties zu, aber das »leisten folgt nitt; hoff doch Medicis und Ferrar sollen »bald fertig werden wie si von neuvem versprochen.« Am

18. Dezember antwortet Albert, und unterm 21. Februar 1573 berichtet wieder Otto: ». . . So hab ich och den »Car^{len} Farnes und Medices E. L. Brief uberantwortet; »die thuen die gleiche erbiettung und sonderlich des von »Medices, welcher sich rüstet E. L. was hibsch zu schicken.« Albrecht erwidert am 13. März: »das unsere liebe herren »und freundt die Cardinäl Farnes und Medices noch »urbittig seyen uns etwas von iren antiquitäten In unser »Kunst Camer mitzuthailen, das nehmen wir zue dankh »an; es hayst aber: qui cito dat bis dat. Doch wellen »wir gern geduldt haben bis es Iren Liebden einsmals »gelegen sein wirdet; uns ist allein umb E. L. und frd »das sy sich hier Ihn yetz in das ander oder dritt Jar »darumb bemuhen.« Das waren die letzten Dienste, die Kardinal Otto seinem hohen Freunde erweisen konnte; bald darauf, am 2. April, starb er. — Ottos Nachfolger im Bistum war Johann Aegolf von Knöringen, früher Domherr zu Würzburg und Augsburg, der auf mehreren Reisen durch Italien, Deutschland und die Niederlande Münzen gesammelt und diese Sammlung wenige Wochen vor seiner Erwählung zum Bischof der Universität Ingolstadt geschenkt hatte. Diese Knöringsche Schenkung erwarb Albert V vom Senat der Hochschule mit andern Antiquitäten gegen jährlich 60 fl. (annui census).[5]) Damit scheint der erste grössere Grundstein zum Münzkabinett gelegt worden zu sein.

Die nächste bedeutendere Erwerbung war die Sammlung des Johann Fikler, der in Diensten der Salzburgischen Erzbischöfe Michael von Kuenburg, Johann Jakob von Kuhn-Belasy, Georg von Kuenburg und Wolfgang Theodorich von Raitenau stand, später als Lehrer des jungen Maximilian in bayerischen Dienst trat. Fikler scheint nach seinen eigenen Worten[6]) ein leidenschaftlicher Sammler gewesen zu sein (quanto potui studio, pretio ac prece talia numismata comparavi . . . . . et tanta quidem sedulitate ut vix mihi prandiendi spatium reliquerim.) der auf Reisen in Österreich, Steiermark und Kärnthen, später in Italien kostbare Münzen zusammenbrachte. Seine

Schätze bot er Albert V an, der mit Freuden darauf einging. So unterliess Albert keine Gelegenheit mit grossen Opfern an Geld seine Kunstschätze zu vermehren; er war der Mittelpunkt der Sammler in Deutschland und darüber hinaus, sodass der Numismatiker Adolph Occo, als er 1579, im Todesjahre Alberts, sein grosses Werk »Imperatorum Romanorum numismata a Pompejo magno ad Heraclium« zu Antwerpen herausgab, dasselbe unserm Herzog widmete. Die begeisterten Worte, die er in der Widmung an Albert richtete, verkünden, dass des Herzogs »durchlauchtigste Hoheit wie in allen Zweigen des Wissens, so besonders im Studium der Antiquitäten ausserordentlich bewandert und vorzüglich der Münzkunde höchster Bewunderer, Gönner und Maecen sei.«

Auch in anderer Weise noch war Albert V für sein Münzkabinett wenigstens indirekt thätig, indem er mehrere Künstler beauftragte, sein Bild auf Medaillen darzustellen und dadurch nicht wenig diesen Kunstzweig unterstützte, dem wir die herrlichen, lebensvollen Darstellungen verdanken, an denen wir uns heute ergötzen. F. Ign. Streber hat diese reizenden Kunstwerke in einer Abhandlung [7]) beschrieben, leider ohne Abbildungen zu geben und ohne die Schöpfer dieser Werke nennen zu können. Westenrieder, der grosse vaterländische Historiker, hat in seinen Beiträgen aus den Hofzahlamtsrechnungen verschiedene Ausgaben und Anzeigen zusammengestellt, Künstler, Kunstsachen und dergl. betreffend unter Albert V, Wilhelm V und Maximilian I, worin unter verschiedenen Künstlern mit ihren Rechnungen auch ein paar Verfertiger von Contrefaits und Schaupfenningen aufgeführt werden. In den erwähnten Hofzahlamtsrechnungen [8]) findet sich auch 1576 und 1579 ein Goldschmied Georg Eisele erwähnt, der zwei Contrefaits und Wappen in Stein und Stahl zu schneiden hatte und hierfür 40 Gulden erhielt; das zweite Mal für 4 Eisenstöcke Ihr f. g. Contrefaits zu schneiden 175 Gulden.

Auf den glanz- und kunstliebenden Albert folgte Wilhelm V, der die Liebe zur Prachtentfaltung von



Herzog Wilhelm V.

seinem Vater geerbt hatte, aber dieselbe mehr nach der kirchlichen Richtung entfaltete. Er ist der Erbauer der Michaelskirche und des grossartigen Jesuitenkollegiums, des gegenwärtigen Akademiegebäudes, in dem sich jetzt das Münzkabinett befindet. Auch von Wilhelm sind kunstvolle Medaillen, deren Verfertiger wir leider wieder

nicht kennen, in der Sammlung. Insbesondere sind hervorzuheben die sogenannten Gnadenpfennige, Medaillen in durchbrochener, wundervoller Renaissanceumrahmung mit Edelsteinen und Email geziert, die als Zeichen der fürstlichen Gnade verliehen und getragen wurden. Besondere direkte Förderung des Münzkabinetts scheint Wilhelm V nicht bethätigt zu haben. Er hatte



Kurfürst Maximilian I.

von seinem Vater eine bedeutende Schuldenlast übernommen und scheint mit der Erbauung grossartiger kirchlicher Anstalten, Kirchen und Klöster, seine Kräfte erschöpft zu haben. Nach kurzer Regierung übergab er, da er sich nicht stark genug fühlte, die arg zerrütteten Finanzen zu ordnen, die Zügel des Staates dem jungen Maximilian 1598.

Bereits mehrte sich das Wetterleuchten am politischen

Himmel, und bald brach das furchtbare Ungewitter des dreissigjährigen Krieges mit all seinen Schrecken über Deutschland und Bayern herein. Dass eine solche Zeit, in der das ganze Land verödete und die Hälfte der Bewohner verlor, nicht dem Wachstum einer Sammlung günstig sein konnte, ist begreiflich. Das Münzkabinett war nach Ingolstadt geflüchtet worden und lag hier von Feindeshand unberührt, da diese Festung uneingenommen blieb. Dass aber Maximilian, der einen Fikler zum Erzieher gehabt, den Sammlungen, insbesondere dem Münzkabinett, sein Interesse zugewendet, ist mehr als wahrscheinlich, wird aber auch noch durch eine Schenkung ersten Ranges bestätigt.

Unter den Perlen des bayerischen Kunstgewerbes aller Zeiten wird stets der berühmte Elfenbeinschrank des Christoph Angermair genannt werden, der gegenwärtig im Nationalmuseum aufbewahrt wird, um weitern Kreisen zugänglich und lehrreich zu sein, wohl der schönste



Aufsatz des Angermairschen Münzschranks (Elfenbein).

Münzschrank der Welt. Angermair war in Weilheim geboren, wie die Hofbildhauer Adam Andre und Hanns Krumpper, und lernte dort bei Hans Deyler die Bildhauerei. Er wurde 1613 bereits Meister zu München und fertigte unser Meisterwerk von 1618 bis 1624. Im Jahre 1622 wurde ihm ein Gehalt von 400 fl. beim Hofzahlamt angewiesen, also der Gehalt eines Hofrats, ein Beweis, wie hoch Maximilian die tüchtigen Künstler zu



Innenseite des linken Thürflügels des Angermairschen Münzschranks (Elfenbein).



Innenseite des rechten Thürflügels des Angermairschen Münzschranks (Elfenbein).

schätzen wusste. Im Jahre 1625 erhielt er eine Zulage von 50 fl. jährlich, offenbar als Zeichen besonderer Anerkennung für den Elfenbeinschrank. Er starb 1632 in München wahrscheinlich an der Pest.

Die Zeichnung stammt mutmasslich von Peter Candid, wenigstens ist Anlage und Detail ganz dem Kunstcharakter Candids entsprechend. Der Schrank ist 85 cm hoch, 45 cm breit, 35 cm tief. Oben auf dem Aufsatz des Kästchens

steht auf einem reich mit Guirländern und Widderköpfen geschmückten Postament die Reiterfigur des Trajan mit Kommandostab; unter ihm in den vier Ecken sind vier besiegte Könige. Die Hauptseite hat eine Thür mit 2 Flügeln, auf jedem derselben ist eine weibliche Figur dargestellt, die Geschichte und die Numismatik, erstere eine in einer Ruine stehende ältere Frau, letztere jugendlich, die linke auf einen Schild vor ihr legend, mit der rechten eine Münze haltend, die sie betrachtet. Auf der Gegenseite sind Nimrod und Romulus, auf den Nebenseiten auf schöner Kartusche in einem Bogen zwei Löwen dargestellt, die ein Blumengefäss halten. Hier ist auch die Jahrzahl A. DNI. MDCXXIV angebracht. Die Füllungen sind aufs reichste ausgestattet, Victoria mit Quadriga auf der Vorderseite, rückwärts ein fliegender Adler mit Blitzen, auf den Nebenseiten die Darstellungen der Victoria und Roma, dazwischen Trophäen, Fruchtgehänge in üppigster Anordnung. Die Innenseiten der Thüren sind das grossartigste, was in Elfenbeinschnitzerei geleistet werden kann. Dieselben zerfallen in drei Teile, die Mittelfelder zeigen links musizierende Männer im Walde, rechts musizierende Frauen, über diesen Idyllen schweben kränzespendende Engel. In den Zwickeln sind Putten mit Blumen und Guirlanden. In den obern Feldern ist links der flötenspielende Apollo als Hirt, rechts Orpheus mit den lauschenden Tieren, in den untern links eine Siegesgöttin, die Victoria auf einen Schild schreibt, im Hintergrunde ein römischer Triumphzug, rechts der Tiberfluss mit Romulus und Remus, im Hintergrunde ein Opferfest.

Trotz der reichsten, phantasievollsten Ausschmückung und sorgsamsten Durchführung des Details ist in diesem Kunstwerk keine Spur von Überfüllung oder Maniriertheit, keine Störung der Harmonie. Wenn wir auch in Angermair den vollendeten Techniker und ausführenden Meister verehren, so ist doch grosse Wahrscheinlichkeit, dass Peter Candid, der in den drei Gebieten der bildenden Kunst vollendet war, die Zeichnung hierzu entworfen habe.[9])

Der Schrank war für die Aufbewahrung der Goldmünzen bestimmt, von denen er allerdings auch viele Fälschungen geborgen hat. Denn mit dem Überhandnehmen des Sammeleifers und der gesteigerten Nachfrage nach Goldmünzen, erwachte auch die Fälschung, welche die Schwachheit der reichen Sammler auszunützen wusste. Beger erzählt in seinem Thesaurus palatinus (p. 209) von einer natürlich falschen Goldmünze Cäsars, für



Kurfürst Ferdinand Maria.

welche dem Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz 4000 Thaler angerechnet wurden. Auch Maximilian mag in seinem Eifer öfter getäuscht worden sein. Wenigstens berichtet Patin in seiner »Introductio ad historiam numismatum« Amsterdam 1683: »der durchlauchtigste Kurfürst von Bayern besitzt ausser einer erstaunlichen Zahl von antiken Statuen ungefähr 1500 Goldmünzen von römischen Konsuln und Kaisern. Aber man kann nicht alle für antik erklären. Wie ich nämlich bei Besichtigung viele für falsch erklären musste, so habe ich durch eifriges Nachforschen herausgebracht, dass ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, um dem Kurfürsten Maximilian, der nach

solchen Schätzen ausserordentlich begierig war, gefällig zu sein, Silbermünzen in Gold nachgegossen habe. Doch sind sehr viele echt, und darunter sehr seltene.«

Von den Medailleuren, die für Maximilian gearbeitet haben, kennen wir zum teil die Namen. Von dieser



Kurfürst Max Emanuel (von Phil. Heinr. Müller).

Zeit ab setzten die Künstler die Anfangsbuchstaben ihres Namens auf ihre Werke, was wir bei den herrlichen Gussmedaillen des 16. Jahrhunderts vermissen. Der bedeutendste Künstler dieser Zeit war Paul Zeggin, Goldschmied von Augsburg, 1623 vom Kurfürsten zum Hofsiegel- und Stempelschneider ernannt, der unter Max

und seinem Nachfolger Ferdinand Maria bis zu seinem Tode 1666 thätig war. Er hinterliess seine beiden Söhne Paul und Kaspar als Nachfolger im Amt.

Die folgenden Jahrzehnte waren der Sammlung nicht günstig. Der friedliebende Kurfürst Ferdinand Maria suchte die Wunden des Landes zu heilen und brachte es auch während einer fast dreissigjährigen Regierung wieder zu einigem Wohlstand empor. Aber sein Sohn und Nachfolger, Max Emanuel, ein heldenmütiger, kriegslustiger und für die Künste, nur insoweit sie zur Verherrlichung seiner Thaten und Verbreitung seines Kriegsruhms dienten, begeisterter Fürst, betrachtete die von seinem Vater angesammelten Schätze als willkommene Mittel zum Kriege. Er hat denn auch alle Wechselfälle des Krieges durchgekostet, von dem Gipfel des Ruhms nach der Eroberung des für unbezwinglich gehaltenen Belgrad bis zur Reichsacht und förmlichen Absetzung nach dem Untergang der Helden von Sendling. Wir haben von seiner Regierung keine Förderung des Münzkabinetts zu verzeichnen als die reiche Folge von Medaillen, die seine Kriegsthaten verherrlichen. Der Medailleur Philipp Heinrich Müller von Augsburg, lange Zeit in Nürnberg wirkend und ausserordentlich fruchtbar, hat mehrere schöne Medaillen auf Max Emanuel gefertigt; während des langen Aufenthalts in Brüssel war Roussel mehrfach für ihn thätig. Neben den Medaillen, die diese beiden Fürsten auf ihre Persönlichkeiten fertigen liessen, wurden auch Münzen und Medaillen der übrigen europäischen Fürsten dieser Zeit gesammelt; jedoch scheint die antike Abteilung geruht zu haben.

Dieselben Verhältnisse dauerten auch noch an unter Karl Albert, dem Sohn und Nachfolger Max Emanuels, fort. Dieser unglückliche Fürst trug drei Jahre (1742—1745 die für ihn dornenvolle deutsche Kaiserkrone und war wieder durch Kriege, die er um die Krone führen musste, verhindert, den Sammlungen Mittel oder Aufmerksamkeit zu schenken. Doch zeigte er sein Verständnis für die Medaillenkunst, indem er Fr. A. Schega zum Hofmedail-

leur ernannte, der mit dem in schwedischen Diensten stehenden Schweizer Hedlinger den ersten Platz unter den Medailleuren des vorigen Jahrhunderts einnimmt. Wir bringen hiermit von diesem Künstler den prachtvollen Kaisermedaillon Albert VII zur Abbildung.



Kaiser Albert VII (von Schega).

Unter Max III Joseph (1745—1777) erhielt das Münzkabinet eine neue Organisation. Bisher war es mit den Haus- und Kronjuwelen sowie der Schatzkammer unter der Verwaltung des ersten Kammerdieners des Kurfürsten, der auch Schatzmeister war. Von Max Joseph wurde es mit der von ihm gegründeten Akademie der Wissenschaften vereinigt und damit seine Bedeutung als wissenschaftliche Kunst- und kulturhistorische Sammlung

hervorgehoben. Von nun ab waren auch stets als Konservatoren wissenschaftlich gebildete Männer bestellt.

Eine glänzende Bereicherung erfuhr das Münzkabinett unter Kurfürst Karl Theodor. Der Hof zu Mannheim war unter diesem Fürsten einer der glanzvollsten damaliger Zeit, Gelehrte und Künstler wurden an denselben gezogen, eine Akademie der Wissenschaften gegründet (1766), hohe Summen für Werke der Kunst verwendet.



Kurfürst Max III Joseph (von Schega).

Bald nach seinem Regierungsantritt in Bayern verfügte er die Überführung der zu Mannheim befindlichen Sammlung von Münzen und geschnittenen Steinen und ihre Vereinigung mit dem bayerischen Münzkabinett.

Auch bei den pfälzischen Fürsten bemerken wir seit dem 16. Jahrhundert besondere Vorliebe für die Medaillenkunst und das Bestreben eine Sammlung von Münzen und Medaillen anzulegen. Die Serie der herrlichen Medaillen auf Ott Heinrich zeugt von dem hohen

Kunstsinn des Fürsten, dem Heidelberg sein Prachtschloss verdankte. Ein besonderer Münzfreund und gelehrter Kenner der Altertümer war Karl Ludwig, der den Professor von Heidelberg Ezechiel Spanheim und später den jugendlichen Lorenz Beger zu Kustoden seiner Sammlung ernannte. Von letzterem besitzen wir eine Beschreibung »Thesaurus ex thesauro palatino selectus 1685.« Von dieser Sammlung ist aber höchstens ein ganz kleiner



Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz.

Teil in der Pfalz geblieben, der weitaus grösste und wertvollste ist durch Erbvertrag an Kurbrandenburg gekommen, das nahe verwandt war, indem die Mutter des grossen Kurfürsten Elisabeth Charlotte eine pfälzische Prinzessin, eine Schwester Friedrich V von der Pfalz, des Winterkönigs, war. Karl Ludwig, ein Sohn des Winterkönigs, hatte Beger selbst in die Numismatik eingeführt, wie er auch seiner Tochter, der Elisabeth Char-

lotte von Orléans, hohes Interessse an der antiken Münzkunde einzuflössen wusste. Diese Herzogin von Orléans, durch ihre herrlichen Briefe und Memoiren berühmt, erbte, als mit Kurfürst Karl 1685 die pfalz-simmernsche Linie des Kurhauses erlosch, die Gemmensammlung Karl Ludwigs. Mit der Vererbung der Münzsammlung an Brandenburg ist dieselbe wenigstens Deutschland erhalten worden;



Kurfürst Karl Theodor.

denn ein paar Jahre später erfolgte die Plünderung der Pfalz und Zerstörung Heidelbergs. Beger brachte 1686 die Sammlung selbst dem grossen Kurfürsten und trat in dessen Dienste, wie bereits Spanheim und der berühmte Staatsrechtslehrer und Historiker Pufendorf gethan hatten.

Der kleine Rest der Münzsammlung scheint an die in der Kurwürde folgende Neuburger Linie gekommen

zu sein und den Grundstock der späteren Heidelberger Sammlung gebildet zu haben, die noch später nach Mannheim kam. Das Hauptverdienst um diese Sammlung erwarb sich Kurfürst Johann Wilhelm, der auch die berühmte Gemäldegalerie anlegte. Er kaufte das reiche Münzkabinett des Johannes Smetius in Nimwegen, ungefähr 10,000 Münzen, darunter ein Drittteil in Silber. Wahrscheinlich stammt auch die Gemmensammlung des spätern Mannheimer Kabinetts von Johann Wilhelm. Sein Bruder und Nachfolger, Karl Philipp, der die Residenz nach Mannheim verlegte, war ebenfalls ein eifriger Förderer der Museen. Am meisten aber war Karl Theodor bemüht, Künste und Wissenschaften zu heben, und hat grossartige Mittel hiefür aufgewendet. Er sandte den von ihm zum Direktor des Münz- und Medaillenkabinetts ernannten Hofkaplan Häffelin (später Bischof und Gesandter in Rom) nach Italien und Frankreich, um sich in der Numismatik auszubilden und gelegentlich Ankäufe zu machen. Das Münzkabinett erhielt nun ein besonderes Lokal ausserhalb der Residenz und zwar in dem damaligen Akademie- und Bibliothekgebäude an der Schwabingergasse (heute Theatinerstrasse). Doch blieb das Kabinett nur einige Jahre hier, um wieder in der Residenz Aufstellung zu finden, bis endlich seit 1845 im alten Jesuitenkollegium, der jetzigen Akademie der Wissenschaften, passende Räume hierfür eingeräumt wurden. Als Etat bestimmte Karl Theodor tausend Gulden und verordnete (1781, 28. Oktober) dass »weñ noch ein mehrers erforderlich wäre, jederzeit die Anzeige zur näher gnädigsten Verfügung ad manus unterthänigst zu machen ist.«

Die folgenden Jahrzehnte sind ausserordentlich bedeutsam für das Münzkabinett. Trotz der unruhigen Zeiten und Kriege — das Kabinett musste 1796, 1800, 1805 und 1809 flüchten — stammt aus dieser Periode die umfangreichste Vermehrung der Sammlung auf allen Gebieten. Unter Maximilian Joseph, dem Nachfolger Karl Theodors und erstem König von Bayern, wurden für das Kabinett segensreiche Anordnungen getroffen und

stets reichliche Mittel zugewiesen. So wurden im Jahre 1807 2114 fl., 1808 2419 fl., 1809 2356 fl., 1810 2584 fl., 1811 2593 fl. u. s. f. ausgegeben, während der heutige Etat trotz der sicherlich dreissigfach höhern Münzenpreise nur 3646 Mark beträgt.

Bald zeigte sich Gelegenheit, die Münzsammlung aus dem Wittelsbachischen Hause der Vollständigkeit näher zu bringen. Der geheime Rat Johann Goswin von Widder, dessen Söhne der spätere Konservator Streber zu erziehen hatte, und der in diesem die Begeisterung für das Studium der Numismatik zu erwecken wusste und selbst litterarisch als Fortsetzer des domus Wittelsbachensis numismatica bei den Kennern sich viel Dank erwarb, hatte während dreissig Jahren nur bayerische und pfälzische Münzen gesammelt und war so glücklich, mehr als 2000 Stück in Gold und Silber zu erhalten. Diese Sammlung wurde nun 1808 angekauft und damit auch ein Manuskript Widders »Verzeichnis aller existierenden Münzen und Medaillen des Wittelsbachischen Gesammthauses« der Bibliothek des Münzkabinets einverleibt. Bereits Karl Theodor hatte 1795 über diese Sammlung einen Kaufvertrag abgeschlossen, und 1796 war der Tag der Extradition schon bestimmt, aber eingetretene Kriegsunruhen verhinderten die Ausführung. Endlich im Jahre 1808 erfolgte der definitive Ankauf um 11,000 fl. Zu gleicher Zeit erfolgte auch der Ankauf der Auflage der Domus Wittelsbachensis numismatica, wovon fünf Hefte von Widmer und Widder erschienen waren. Die



König Max I Joseph.

ersten zwei Hefte enthalten die Münzen und Siegel des noch ungeteilten Gesamthauses in 13 Kupfertafeln, das dritte beschreibt die Denk- und Schaumünzen der bayerischen oder Ludwigischen Linie insbesondere, das vierte und fünfte jene der Rudolfinischen Linie, die erste mit 34, die zweite mit 25 Kupfertafeln. Nebstdem enthielt dieses Werk noch die bayerischen Münzen bis auf Herzog Albrecht III. (1450) in 12 Kupfertafeln, aber ohne Text und von der Pfälzischen 34 Tafeln bis zum Erlöschen der alten Kurlinie (1559), also von Bayern c. 150 Münzen auf 46 Platten und von Bayern 296 Münzen auf 58 Tafeln.

Unter diesem Regenten kamen auch die grossen Bereicherungen des Münzkabinetts mit den Schätzen der aufgehobenen Klöster. Im Jahre 1803 wurden nämlich sämtliche geistlichen Stifte säkularisiert und die zahlreichen Kunstschätze, Bibliotheken, Archive derselben den entsprechenden öffentlichen Staatssammlungen einverleibt, leider aber hiebei zuweilen von den Kommissären mit solcher Hast und Impietät, auch Ignoranz verfahren, dass manches unersetzliche Kunstwerk, manche kostbare Geschichtsquelle verloren ging.

Die erste Klostersammlung von antiken Münzen, die mit dem pfalzbayerischen Münzkabinett vereinigt wurde, war die des Reichsstifts Kaisersheim, c. 8000 antike Münzen. Diese Sammlung war von dem Abt Cölestin II. (Angelsprugger aus Augsburg) dem pfälzischen Staatsrat von Stengel in Mannheim abgekauft worden und hatte von ihm und seinem Nachfolger Abt Xaverius manche Vermehrung erfahren.

Die nächste Klostersammlung war die der Fürstabtei Kempten. Hier hatte Abt Rupert von Bodmann (1678—1728) ein antikes Münzkabinett angelegt, dem später moderne Münzen, insbesondere päpstliche oder geistliche überhaupt sich anschlossen. Auch die folgenden Fürstäbte Anselm von Reichlin, Englbert von Syrgenstein und Honorius Roth von Schreckenstein förderten nach Kräften die Sammlung. Nach der Säkularisation blieb die Samm-

lung zu lange in Kempten und wurde im tiroler Kriege von den Insurgenten unter Major Teimer weggenommen. Man verfolgte die Räuber, worauf sie die Goldmünzen herausnahmen und das übrige durcheinandergewühlt zurückliessen. Im Jahre 1810 wurde die Sammlung mit der des Staates vereinigt. Sie umfasste mehrere Tausend Stück.

Eine hochwichtige Erwerbung war die der Sammlung des letzten Fürstabtes von St. Emmeran in Regensburg, Cölestin Steiglehner. Dieser hatte im Jahre 1798 eine kleine Sammlung der Herzöge von Zweibrücken auf dem Versteigerungswege erstanden, vermehrte sie aber so bedeutend, dass sie zur Zeit der Übergabe an griechischen Münzen 1364, an römischen in Gold und Silber 6000, in Bronce c. 12,000 zählte. Mit dieser wurde auch von demselben kunstsinnigen Abt eine Sammlung von über 800 geschnittenen Steinen gekauft. Andere kleine antike Sammlungen kamen aus den Klöstern Polling, Steingaden, Benediktbeuren, Weltenburg, Rastenhastach, Varnbach u. s. w.



Abt Steiglehner von St. Emmeran.

Unter den klösterlichen Sammlungen von modernen Münzen, die mit der Säkularisation an die Staatssammlung gelangten, ist die bedeutendste die des Klosters Banz bei Bamberg. Sie wurde angelegt von dem gelehrten Abt Gregorius Stumm in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und enthielt schöne Reihen päpstlicher, brandenburgischer, braunschweigischer und schwedischer Münzen und Medaillen, insbesondere Medaillen auf Gustav Adolph.

Die vom Domkapitel in Bamberg angelegte Sammlung von bischöflich bambergischen Münzen und Medaillen

brachte der Staatssammlung 40 Goldmünzen und 204 Silbermünzen; es war dies hauptsächlich ein Legat des Kapitulars Karl Wilhelm Friedr. v. Erthal, gestorben 1780, der auch nach Würzburg und Mainz Sammlungen von Münzen dieser Stifte geschenkt hatte.

Mit dem Fürstentum Regensburg erhielt Bayern auch eine Sammlung von regensburgischen Münzen, die ein eifriger Kunstsammler, der geistliche Rat Andreas Neier angelegt und Fürstprimas von Dalberg gekauft hatte. Ungefähr gleichzeitig wurde auch eine kleine Sammlung der Stadt Regensburg und der alten Kapelle dort erworben. Von den aufgehobenen Klöstern haben kleinere oder grössere Sammlungen moderner Münzen geliefert Polling, Benediktbeuren, Weltenburg, Baierberg, Raitenhaslach, Diessen, Gars, Rohr, Steingaden, Ettal, Metten, Varnbach, Rott, Niederaltaich.

Eine ganz hervorragende Erwerbung bildete der 1815 erfolgte Ankauf der Sammlung von salzburgischen Münzen des Benediktinerstifts St. Peter in Salzburg. Die beiden Äbte Seeauer und Dominikus Hagenauer legten diese Sammlung an und brachten sie auf eine solche Höhe, dass sie zur Zeit der Übergabe einen inneren Wert von 6878 fl. besass. Nur mit schwerem Herzen trennte sich das durch die vorausgehenden schweren Zeiten in missliche Lage versetzte Kapitel von der mit soviel Fleiss und Liebe zusammengebrachten und bereits berühmten Sammlung und fügte sich dem Wunsche des Landesherren — Salzburg war damals bayerisch —, der hierfür 10,000 fl. bezahlte. Diese herrliche Sammlung ist seitdem bei jeder günstigen Gelegenheit vermehrt worden, sodass sie die glänzendste Abteilung des Münzkabinetts bildet. Sie umfasst heute z. B. in Gold an Gewicht mehr als 1300 Dukaten.

Um diese Zeit ging dem Münzkabinett ein Stern auf, der glänzend und segenspendend für Künste und Wissenschaften lange unserm Vaterlande geleuchtet, vor dem bewundernd alle Welt sich neigte, als unlängst die 100. Wiederkehr des Tages gefeiert wurde, der ihn der

Welt gebracht. Ludwig I teilte mit seinen Vorgängern auf dem fürstlichen Throne nicht nur den Kunstsinn und das Interesse an den Sammlungen, sondern nahm eigensten persönlichen Anteil an der Leitung und Vergrösserung und war durch eifriges Studium der Numismatik speziell der antiken griechischen bemüht, zu dem



König Ludwig I.

angebornen Geschmack und Kunstsinn das historische Verständnis und den hierdurch hervorgerufenen vollen Genuss zu fügen. Tablette für Tablette wurde vom Kronprinzen vorgenommen, genau durchgesehen und studiert und der Konservator beauftragt, ein Verzeichnis von wichtigen fehlenden Münzen anzufertigen, das der

Kronprinz auf seinen Reisen mit sich führte. Im Jahre 1808 verzeichnet ein Tagebuch des Münzkabinetts, am 14. März »kamen S. Königliche Hoheit der Kronprinz von Bayern ohne Begleitung und blieben von 1—2 Uhr da«. Von da ab ist bis zum 10. Mai 19mal diese Notiz gemacht, und an diesem Tag heisst es, »beschlossen Allerhöchstdieselben ihre Besuche, nachdem Sie bloss die griechischen Städte- und Königsmünzen, die römischen Familienmünzen und die goldenen Kaisermünzen während dieses Zeitraums besehen hatten und die übrigen sich für ein anderes Jahr vorbehielten. Am 13. Januar 1812 wurde angefangen, die später zu erwähnende Cousinérysche Sammlung mit dem Katalog und Mionnet zu vergleichen; der Konservator musste aber diese Arbeit unterbrechen, da S. K. Hoheit der Kronprinz den 17. Januar anfing, täglich, den Donnerstag, wo Staatsrat war, ausgenommen, auf das Münzkabinett zu kommen und die neu erkaufte Sammlung Stück für Stück mit den alten Landkarten auf dem Tisch durchzugehen. Diese Besuche dauerten bis 29. Februar, wo sie mit den Münzen von Europa beschlossen wurden. Mit welchem Interesse und welcher Freude Ludwig diesem Studium oblag, geht aus einem Brief des Kronprinzen an den Konservator vom März 1812 hervor, worin die Aufforderung enthalten war, über eine goldene Münze Macedoniens seine Meinung zu sagen, und der mit den Worten schloss, »mit der angenehmen Erinnerung an die vergangenen Stunden und der künftigen sich freuend«.

Auch auf seinen Reisen nach Italien, deren der Kronprinz vier unternommen, davon die erste 1804 bald nach seiner Volljährigkeitserklärung, die andern 1817, 1820, 1823, behielt er immer die Bedürfnisse des Kabinetts im Auge, gab dem Konservator Nachricht von interessanten Münzen, die ihm begegneten, und machte mehrere Einkäufe für die Sammlung.

Das wichtigste Ereignis, das dem Münzkabinett widerfahren, ist die im Jahre 1811 erfolgte Erwerbung der Sammlung griechischer Münzen, die der macedonische

Konsul Frankreichs, Cousinéry, während eines mehr als zwanzigjährigen Aufenthalts im Orient angelegt hatte. Dadurch wurde das Münzkabinett auf eine Höhe erhoben, dass es immer unter den antiken Sammlungen einen hervorragenden Platz einnehmen wird. Die Sammlung umfasste 147 goldene, 1948 silberne, 6975 bronzene Münzen, die um die Summe von 62,333 fl. gekauft wurden. Während die bisherige Sammlung eigentlich nur Spanien, Gallien, Italien und Grossgriechenland umfasste und die übrigen Provinzen nur sehr lückenhaft vertreten waren, begann die Sammlung Cousinéry erst mit der taurischen Chersones und war also eine herrliche Ergänzung. Cousinéry besass vorzügliche Reihen, z. B. 36 Cistophoren, 72 Kyzikener, darunter wunderbare Kunstwerke von schönstem Stil, reiche Suiten der kleinasiatischen Städte, von Pergamus Mysiae 180 Stück, Smyrna 350 Stück, Ephesus Joniae 181 Stück u. s. f. Im Jahre 1816 wurde von Cousinéry ein Supplement erworben, bestehend aus 4057 Stück, wovon 80 in Gold, 708 in Silber und 2577 in Bronze, also 3365 Stück neu, nur der kleine Rest von noch dazu unbedeutenden Münzen Dubletten waren. In diesem Supplement waren insbesondere die Könige des Bosporus und die syrischen Könige glänzend vertreten. Dieser Erwerbung verdanken wir den Achaeus in Gold und den goldenen Seleukus II.

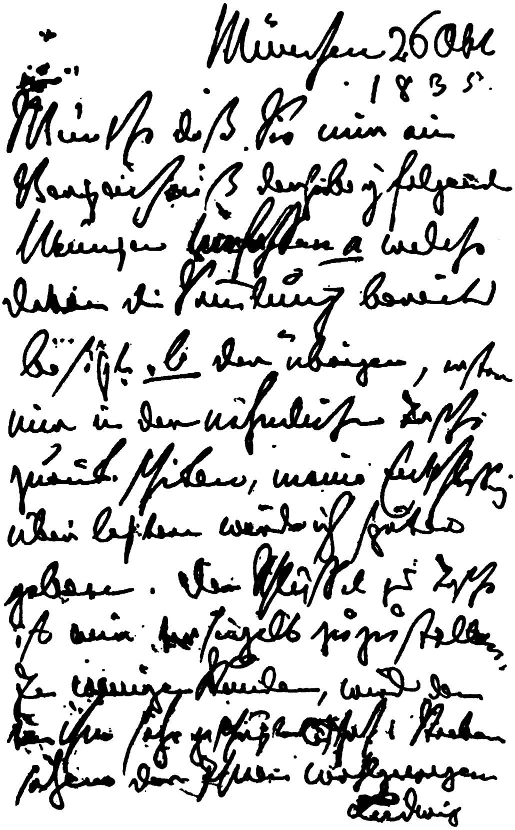
Die Reise des Kronprinzen durch Sizilien im Jahre 1817 brachte dem Münzkabinett eine weitere hochinteressante Erwerbung, nämlich eine schöne Sammlung von sizilianischen Münzen, die der Baron Astuto in Noto bei Syrakus besessen hatte. Sie bestand aus 21 Gold-, 205 Silber- und 664 Bronzemünzen, also 890 Stück. Von demselben Astuto sollte im März 1831 eine weitere aus 1541 sizilianischen Städtemünzen bestehende Sammlung um 7200 Gulden gekauft werden. Der Kauf war abgeschlossen, als es aber zur Auslieferung der Münzen kommen sollte, wurden Ausreden von gerichtlichem Siegel u. dergl. gebraucht, bis man erfuhr, dass Astuto seine Sammlung um einen etwas höhern Preis an den Eng-

länder Stevart verkauft hatte. König Ludwig schmerzte dies sehr, wie aus der Randbemerkung hervorgeht, die er zum Bericht des Konservators Bischof von Streber in dieser Angelegenheit machte. Sie lautet: »Der Ankauf »muss nun leider beruhen. Ludwig. Es hat aber Bischof »von Streber dem Generalkonsul Belotti zu schreiben, »dass er sich unter der Hand nach Sammlungen sizilischer »Münzen und Grossgriechenlands (Neapels) umsehe und »berichte nebst Angabe der Anzahl und des Preises.« Ein glänzender Beweis, dass Ludwig unablässig darauf bedacht war, die Sammlung zu bereichern. Auf dieser sizilianischen Reise sah der Kronprinz die Sammlung des Herrn Giuseppe Longo und äusserte den Wunsch, eine Übersicht über diese Sammlung in einem kurzen Katalog zu erhalten. Wir werden auf die Sammlung Longo später zurückkommen.

Gelegentlich des Neujahrswunsches an S. K. Hoheit den Kronprinzen 1821 gab der Konservator Nachricht, dass in Paris durch den Tod des bekannten Numismatikers Tochon eine Sammlung griechischer Münzen feil geworden sei, welche, nach dem summarischen Katalog zu urteilen, grosse Seltenheiten enthalte, wofür aber vor der Hand 200,000 Fr. gefordert würden. Der Conservator fügte bei, dass er es gleichsam für pflichtwidrig halte, bei den überaus grossen Summen, welche S. M. der König für die Bereicherung der K. Münzsammlung bereits aufgewendet hätten, neue und ähnliche Opfer zu fordern, und der Wunsch des Konservators ging nur dahin, die in der griechischen Münzsammlung zu München hie und da sich noch befindenden Lücken nach und nach auszufüllen, welches mit minder bedeutenden Summen geschehen könnte, und wozu S. K. Hoheit der Kronprinz jetzt während des Aufenthalts in Italien die schönste Gelegenheit haben dürfte. Der Kronprinz schrieb auch unterm 27. Februar 1821 an den Konservator, dass in Neapel eine aus ungefähr 1200 meist bronzenen, fast nur grossgriechischen Münzen sachverständig angelegte Sammlung feil sei, die höchstens nur 4000 Francs kosten wird. »Die Zeit das Verzeichnis »zu überschicken zur langen Überlegung mangelt, (was

»Sie in der gegenwärtigen Lage nicht verwundern wird), »darum falls man gesonnen ist, diesen Erwerb für dessen »Güte ich stehe, nicht fahren zu lassen, wünsche ich bald »wie möglich einen Credit hiezu von obiger Summe an- »gewiesen zu bekommen. Meine Ausgaben verhindern mich »das Gegenstück des in Sizilien gethanenen zu liefern.« Der Konservator berichtete an den König, der die begehrte Summe gnädigst bewilligte. So kam die Sammlung Avellino ins Münzkabinett durch direkte Vermittelung des Kronprinzen. Wenn auch keine grossen Kostbarkeiten in derselben enthalten waren, so kamen dadurch doch mehrere bisher nicht vertretene Münzstätten hinzu, und manche Lücke des Kabinetts erhielt die gewünschte Ausfüllung.

In Kürze müssen wir hier des verdienten Konservators gedenken, der in damaliger Zeit das Münzkabinett verwaltete und mit Recht das Vertrauen seines Fürsten in höchstem Grade besessen. Es war dies Ignatz von Streber,[10]) Weihbischof und Dompropst. Bereits im Jahre 1782 wurde er als Gehilfe im Münzkabinett unter dem Direktor Häffelin verwendet, und bald wurde ihm der kurfürstliche Schatz, die reiche Kapelle und das Münzkabinett übertragen. Die erste wissenschaftliche Ordnung des seit dem dreissigjährigen Krieg in Unordnung geratenen, wenn auch beständig vermehrten Kabinetts, die Verarbeitung der kolossalen Zuwächse am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts sind ein grosses Verdienst Strebers. Diese mühevolle Arbeit wurde durch eine fünfmalige Flucht des Münzkabinetts (1796, 1800, 1805, 1809, 1813) gestört und zum teil wieder zerstört. Auch litterarisch thätig ist Streber hervorgetreten mit Abhandlungen über Albert V, Herzog Ludwig, den Bruder Wilhelm IV, Herzog Albert VI, Pfalzgraf Karl, den Stifter der Birkenfeldschen Linie, über Bischof Albert Sigmund von Freising, über Johann Franz Eckher von Freising und endlich mit der erwähnten Geschichte des Münzkabinetts. Streber hat bis in sein 83. Lebensjahr die Leitung des Münzkabinetts gehabt, freilich seit längerer


München 26 Okt. 1835.

Ludwig

Brief König Ludwig I an den Konservator Streber.

Zeit unterstützt durch seinen tüchtigen Neffen und Nachfolger Franz Streber (1841—1864), dem durch vortreffliche Abhandlungen der mittelalterlichen Numismatik rühmlichst bekannten Gelehrten. Ignatz von Streber starb im 84. Lebenjahre im Jahre 1841.

Auch nach dem Regierungsantritt 1825 bewahrte König Ludwig dem Münzkabinett sein lebhaftestes persönliches

Interesse. Bereits im Jahre 1826 am 10. November finden wir im Tagebuch die Bemerkung: »War S. Majestät der König im Kabinett um mit dem Studium der griechischen Münzen bei der Provinz Pisidia fortzufahren, wo Höchstdieselbe 1817 also vor 9 Jahren stehen blieben.« Die Besuche dauerten fast ununterbrochen (40mal ist es im Tagebuch verzeichnet) bis 20. April, »wo S. Majestät zum letzten Mal im Kabinett, brachten zugleich einige griechische Münzen worunter 4 goldene sizilische sehr kostbar.« Die Akten bewahren manchen Zettel, auf denen der König eigenhändig irgend eine Notiz dem Konservator gab, irgend einen Auftrag erteilte, und die eine ununterbrochene Rücksicht auf die Sammlung bekunden. Wir haben einen dieser kostbaren Zettel faksimiliert, mit denen der König eine kleine Schenkung dem Münzkabinett zugewendet.

Im Jahre 1830 überschickte der König unterm 10. August aus Brückenau einen Katalog von Fuldaer Münzen, gesammelt von Dr. Hinkelbein, der dieselben in der Zeitschrift Buchonia von Schneider 1826 publiziert hatte, mit dem Auftrage, ein Gutachten darüber abzugeben. Die Sammlung fasste 365 in Fulda geprägte Münzen, während die Staatssammlung nur 63 Stück besass. Als Monokollektion war sie eine der reichsten, die bis dahin überhaupt existierten. Da das Gutachten des Konservators die Erwerbung als wünschenswert erklärte, so erfolgte der Ankauf um 1500 fl.

Endlich im Jahre 1845 bot sich Gelegenheit, die Sammlung Longo, die bereits wie erwähnt, das Interesse des jugendlichen Kronprinzen auf seiner sizilischen Reise erweckt hatte, zu erwerben. Der bayerische Agent Kilian (wem fallen hier nicht die Agenten Alberts V, des Gründers des Münzkabinetts, ein?) berichtete, dass der gegenwärtige Besitzer der Sammlung Longo gesonnen sei, dieselbe zu veräussern, legte einen Katalog vor und nannte als Preis 24,000 fl. Ausser 500 römischen Familien- und Kaisermünzen umfasste der Katalog das ganze griechische Gebiet, doch war die Verteilung der-

art, dass die Sammlung in sizilische und nichtsizilische geteilt werden konnte. Der weitaus interessanteste Teil war der sizilische mit den schönsten Denkmälern der griechischen Stempelschneidekunst. Die Anzahl war 650, 23 in Gold, 245 in Silber, die Erhaltung der Münzen eine vortreffliche.

Unter den Münzen von Agrigent war ein »Medaglione rarissimo e singolare per la sua ottima conservazione«, das berühmte Dekadrachmon, das schönste erhaltene und eine der ersten Zierden des Kabinetts. Die damalige Schätzung betrug 600 fr., der heutige Wert



ungefähr das zwanzigfache. Wir haben dieses vollendete Kunstwerk des Stempelschnitts zur Abbildung gebracht.

Der Konservator beantragte, an Longo die Frage zu stellen, ob er die Sammlung der sizilianischen Münzen in allen drei Metallen gesondert, veräussern wolle, und der König schrieb unter das Gutachten: »Mit dieser Ansicht einverstanden. Die Antwort mir zur Entschliessung vorzulegen. Aschaffenburg 19. Juni 45. Ludwig.« Während dieser Vorbereitungen erfuhr man durch den bayerischen Konsul in Triest, der durch Freunde in Messina Erkundigungen über diese Sammlung einholen liess, dass das britische Museum und Raoul-Rochette für die Pariser Bibliothek aufmerksam geworden seien und letztere sogar mit den Besitzern Unterhandlungen angeknüpft habe.

Auf die Meldung von diesen Vorgängen griff König Ludwig sofort selbst in die Verhandlungen ein, indem er eigenhändig an Kilian schrieb. Der Erfolg dieses persönlichen Eintretens der Majestät war ein sehr glücklicher. Die ganze Sammlung Longo wurde um 22,800 fl. für das Münzkabinett angekauft. Auch diese Sammlung studierte König Ludwig gründlich. Als sie nämlich an das Münzkabinett abgegeben wurde, erhielt der Konservator den Auftrag des Königs, mit der Ausscheidung und Einteilung der Münzen zu zögern, bis der König dieselbe »ganz beisammen, wie sie nach München gekommen, in Augenschein genommen«.

Neben den Erwerbungen von antiken Münzen, die allerdings in erster Linie durch ihre archäologische Bedeutung König Ludwig interessierten, wurde doch keine Gelegenkeit versäumt, die heimatlichen Münzreihen zu vervollständigen.

Im Jahre 1835 bot sich eine herrliche Gelegenheit die Münzen und Medaillen des Fürstenhauses um ein Bedeutendes zu vermehren. Der Malteser Kanzler Friedrich Woschitka hatte während 42 Jahren unter den günstigsten Verhältnissen mit unermüdlichem, leidenschaftlichem Eifer Münzen und Medaillen der Wittelsbacher gesammelt, unter denen sich 1500 befanden, die dem k. Münzkabinett fehlten, darunter 300 Medaillen und 100 Goldmünzen. Ausserdem enthielt die Woschitkasche Sammlung Medaillen sogenannter berühmter Männer, d. h. Privatpersonen, dann geistliche und weltliche Fürsten, die einen Metallwert von mehr als 4500 fl. hatten. Unter den Päpsten und Kardinälen waren 224 Stück, welche der Staatssammlung fehlten, unter den Privatpersonen 656 Stück neue, sodass mit diesen die Abteilung der Privatmedaillen auf über 2000 an Stückzahl erhöht werden konnte. Der Ankauf wurde allerhöchst aus den Mitteln des Mannheimer Reservefonds, einer zu wissenschaftlichen Zwecken gemachten Stiftung, beschlossen und zwar um 20,000 fl. Die massenhaft zufallenden Dubletten machten eine Versteigerung nötig, die im Juli 1838 stattfand und

bei 5000 Nummern einen Erlös von 12,000 fl. ergab, der wieder in den Mannheimer Fond abgegeben wurde. Wir dürfen auf die Vermehrung, welche die Sammlung heimatlicher Münzen und Medaillen hierdurch erfahren, wohl etwas näher eingehen. Woschitka besass die herrliche Bronzemedaille Herzog Ludwigs, des Sohnes Albert IV., ein wahres Meisterstück in Charakteristik und Ausführung vom Jahre 1535. Auch die ausserordentlich seltene Medaille, oder vielmehr der halbe Schauthaler desselben Fürsten, von 1540 mit der Umschrift »Floreat semper Bavariae regio« befand sich darunter. Herzog Ernst, Bischof von Passau und Erzbischof von Salzburg, war mit drei Dukaten und acht Thalern vertreten. Bei Albert V. wurden 43 neue Stücke eingereiht, darunter 7 kostbare Medaillen z. B. die Medaille mit den 34 Wappen bayerischer Städte, diejenige mit den Brustbildern des Herzogs und der Herzogin, zwischen ihnen Gott Vater seine Hände auf das Fürstenpaar legend, das Zwanzigdukatenstück mit dem Heiland und der Umschrift »Tibi soli honor et gloria.« Bei Wilhelm V. zwei Medaillen mit dem Wahlspruch »Agnosce dole emenda«. Von den Dukaten, die von den bayerischen Ständen gelegentlich der Hochzeit des Herzogs mit Renate von Lothringen und zwar 6000 an Zahl in einem grossen Trinkgeschirr überreicht wurden, war bis Woschitka kein Exemplar in der Staatssammlung; die Lücke ist durch ihn ausgefüllt. Auch ein unendlich seltener, vielleicht einziger Dukat von Franz Wilhelm von Wartenberg, dem Sohne des Herzogs Ferdinand und der Maria von Pettenpeck, Bischof von Osnabrück, Minden u. s. w., wird Woschitka verdankt. Von Ernst, dem dritten Sohn Albert V., Bischof von Freising, Hildesheim und Lüttich, dann Kurfürst von Köln, besass Woschitka 30 Stücke, von denen 27, sage 27, für das Kabinett neu waren. Es war darunter die schöne einseitige Bleimedaille auf diesen Fürsten von Abondio. Von Kurfürst Maximilians Schwester, Maria Anna, respektive auf deren Vermählung mit dem spätern Kaiser Ferdinand (1600) erhielten wir numismatische Selten-

heiten ersten Ranges, nämlich die grosse goldene Denkmünze, welche die kärnthische Landschaft zu dieser Feier prägen liess, und den Doppelthaler, das Hochzeitpräsent der krainischen Stände. Auch die beiden Reihen der Kurfürsten Ferdinand und Max Heinrich von Köln wurden durch Woschitka ausserordentlich vermehrt. Weiterer höchst bemerkenswerter Zuwachs ward unter Max Emanuel und Karl Albert. Ausser vielen Kurrentmünzen dieser Fürsten waren bei Max Emanuel 45 Medaillen für unsere Sammlung neu, bei Karl Albert unter andern die grosse goldene Medaille von 1729 auf die Stiftung des Georgi Ritterordens, die grosse goldne Sterbemedaille und viele Städtethaler mit seinem Brustbild. Bei Klemens August von Köln konnten 34 Stück eingelegt werden und sogar bei Karl Theodor, der doch der Sammlung besondere Aufmerksamkeit zuwendete, war manches wichtige, neue Stück, besonders unter den Preismedaillen auf die von diesem Kurfürsten gestifteten Institute, so des Prediger-instituts, der chirurgischen Schule, Preismedaillen für Accoucheurs und Hebammen, der Artillerieschule, die Bürgermedaillen Münchens u. s. f.

Auch in der Abteilung Pfalz hat es den Anschein gehabt, als habe Woschitka besonders mit Rücksicht auf die Lücken der königlichen Sammlung erworben. Abgesehen von den älteren Münzen, gelangte durch ihn in die Sammlung eine herrliche Medaille auf Ludwig V. und der ausserordentlich seltene Thaler desselben Fürsten, ein Dickthaler von 1538 von Friedrich II., die Medaille auf die Gemahlin Friedrich II., Dorothea, Christian II., von Dänemark Tochter, 5 Medaillen auf Ott Heinrich, ein einseitiges Medaillon auf dessen Bruder Philipp, der ungemein rare Heidelberger Thaler Friedrich III. des Frommen 1567, die einzige Medaille der Dorothea, Johann Kasimirs Tochter, vermählt mit Johann Georg von Anhalt, schöne Medaillen und Münzen von Wolfgang Wilhelm, Philipp Wilhelm und Johann Wilhelm, die goldene Medaille der Ludovica Caroline von Radziwil, des Kurfürsten Karl Philipp erster Gemahlin u. s. f.

Mit der Einverleibung der Woschitkasammlung in die königliche wurden wie aus dem Erwähnten hervorgeht, grossartige Schätze vor Zersplitterung gerettet und zwar durch König Ludwigs weisen Befehl, »die Ergänzung der Hausmünzen müsse stattfinden.« Dieser allerhöchste Wille wurde von dem Standpunkt aus bestimmt, der auch heute noch bei der Verwendung des Etats eingenommen wird, dass die numismatischen Denkmäler des Vaterlandes in erster Linie in der königlichen Sammlung hinterlegt werden müssen.

Am 18. September 1839 schrieb König Ludwig aus Berchtesgaden: »In dem Kunstblatte vom 27. August l. J. n. 69 las Ich die Ankündigung über die am nächstkommenden 2. Oktober zu Wien stattfindende Versteigerung der Ritter vom Frankschen Münzsammlung dortselbst. Ich mache Sie darauf mit dem Beifügen aufmerksam, dass, wenn sich in befraglicher Sammlung Münzen befinden sollten, deren Erwerbung zur Vervollständigung des Ihrer Aufsicht anvertrauten Münzkabinetts Sie für zweckmässig erachteten, Mir sodann unter Bezeichnung der extra zu acquirierenden Exemplare von Ihnen alsbald geeigneter Antrag zu stellen sey.« Der Konservator hatte bereits bei Castor Bergmann in Wien Bestellung auf mehrere Stücke gemacht, darunter einige Eichstätter und Gurker, auch Breslauer Münzen und berichtete hierüber am 23. September unter Dankesworten für »die allergnädigste Fürsorge, welche E. K. Majestät nicht müde werden Höchstdero Münz- und Medaillensammlung zuzuwenden.« Und ebenso machte der König, als im Jahre 1846 die grosse Münzen- und Medaillensammlung des Hofrats Leopold Welzl von Wellenheim versteigert wurde, die in 3 Abteilungen mehr als 40 000 Münzen umfasste, unter Übersendung des Katalogs den Konservator aufmerksam und forderte gutachtliche Äusserung, welche von den Münzen »übrigens unter Berücksichtigung der gesetzlich verfügbaren Mittel« er für das Münzkabinett wünschenswert und zweckmässig erachte. Nachdem der Konservator berichtet, dass er bereits Schritte gethan, um durch einen Freund in Wien,

den kaiserlichen Kustos Josef Bergmann, einiges zu erwerben und längere Zeit kein Resultat bekannt wurde, mahnte der König nach einigen Wochen: »Möchte wissen, ob Sie auf Ihr in dem hier untenbezeichneten Betreffe erlassenes Schreiben bereits eine Antwort und wenn, welch solche Sie erhalten? Ich sehe hierüber einer Anzeige von Ihnen entgegen. Mit gnädigen Gesinnungen Ihr wohlgewogener König Ludwig.« Nur eine kleine Anzahl von Münzen kam bei dieser Gelegenheit in die königliche Sammlung.

Neben diesen Erwerbungen geschlossener Sammlungen oder aus Versteigerungen laufen fortwährend Erwerbungen aus Funden, die in zahlreicher Masse dem Kabinette zugingen. Denn um dem Verheimlichen der Münzfunde aus Furcht, das Gefundene ohne Ersatz ausliefern zu müssen, zu begegnen, war bereits im Jahre 1808 eine königliche Verordnung erschienen, dass derartige Funde von den Landgerichten angezeigt werden sollten, und dass nicht nur der aufgefundene Wert soll vergütet, sondern auch eine der Bedeutung des Fundes entsprechende Belohnung gegeben werde, wenn der Finder sofort Anzeige erstatte.

Auch vom Throne herabgestiegen bewahrte Ludwig den Sammlungen sein ganzes Interesse und vergass das Münzkabinett, insbesondere während seines Aufenthaltes in Rom, nicht. Eine schöne Schenkung mit eigner Schenkungsurkunde mit königlichem Handsiegel besitzen wir vom 12. August 1849 aus Berchtesgaden. Es waren meist griechische Münzen, die Herr v. Haller in Griechenland gefunden hatte, einige Römer, 3 reguli gallici in Silber, mehrere Goldmünzen von Kaiser Friedrich II und König Wilhelm von Sizilien und eine grössere Anzahl moderner Münzen.

So ist König Ludwigs Regierungs- oder vielmehr ganze Lebenszeit für die königliche Sammlung eine Periode eines gewaltigen Aufschwunges in allen Abteilungen geworden. Wie der Stifter des Kabinetts hatte er in allen Ländern Agenten, die ihn auf günstige Gelegenheiten

aufmerksam zu machen hatten. Wenn nicht besondere Fachleute, so waren es die bayerischen Gesandten und Konsuln, die von ihm wie auch bereits unter seinem Vater den Auftrag hatten, sofort Meldung zu machen von etwa zu erwerbenden Kunstgegenständen und Sammlungen. Was aber das Andenken König Ludwigs den Freunden des Münzkabinetts und der Numismatik besonders teuer macht, das ist sein unmittelbares Interesse, das im speziellen Studium ganzer Abteilungen sich bekundete.

Wir glaubten, auf die Verdienste König Ludwigs um das Münzkabinet um so mehr eingehen zu dürfen, als dieselben in den Biographien des grossen Königs, selbst in der vortrefflichen K. Th. Heigels, nur kurz berührt werden. Vielleicht aber dürften diese Notizen manchem erwünscht sein und beitragen, das Bild dieses genialen Fürsten und seiner wahrhaft königlichen Grösse zu vervollständigen. Das was der feine kunstsinnige Sulpice Boisserée über seine Regierung (1827) an Goethe geschrieben, schildert den edlen, grossartigen Geist und die künstlerisch-wissenschaftliche Bewegung unter ihm ganz treffend: »Es ist hier ein überaus reicher Boden und eine sehr belebte Welt, ja es giebt wenig Städte, die so viel Hilfsmittel für die Kunst- und Altertumsfreunde haben. Dazu kommt noch der Versuch, auch den Wissenschaften einen Herd zu gründen, und was das wichtigste ist, das äusserst thätige, auf alles Edle und Hohe gerichtete Streben des Fürsten. Wenn über diesen Elementen der Geist des Friedens und des Segens waltet, so könnten daraus für ganz Deutschland die schönsten und heilsamsten Früchte erwachsen.«[11])

Maximilian, Ludwigs Sohn und Nachfolger, war ein eifriger Förderer der Wissenschaften, insbesondere der historischen; wir erinnern nur an seine grossartige Stiftung der historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften. Selbstverständlich war also auch bei ihm warmes Interesse an den historischen Sammlungen vorhanden. Wenn gleichwohl keine grössere Erwerbung unter seiner Regierung stattgefunden, so ist mehr Ur-

sache hievon der Umstand, dass sich keine Gelegenheit erbot.

Ein merkwürdiger Fund aber wurde im Jahre 1858 bei Irsching, Bezirksamt Ingolstadt, gemacht, nämlich mehr als tausend Regenbogenschüsselchen. Über 900 Stück sind dem Generalkonservatorium der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates eingeschickt, von denen das Münzkabinett sich 85 auswählte und damit diese Abteilung zu einer nahezu vollendeten erhob. Es war nämlich bereits im Jahre 1751 zu Gagers an der Glon bei Aichach ein ähnlicher Fund gemacht worden, von dem ebenfalls



König Maximilian II (von Voigt).

eine ziemliche Anzahl ins Münzkabinett kam, und einzelne Stücke da und dort im Lande gefunden, vervollständigen das Bild der Münzprägung unserer keltischen Urbewohner.

Unter König Max scheint die Absicht bestanden zu haben, ein Werk zu veranlassen, das das Gesamtgebiet der griechischen Numismatik umfassen und für unsere Zeit das leisten sollte, was Eckhel für die seinige gethan. Es ist wenigstens in den Akten des Münzkabinetts ein Promemoria von Streber betreffend Umfang und Kosten einer neu zu bearbeitenden griechischen Numis-

matik. Dies geht vorerst auf den Zuwachs ein, den die antike Numismatik seit Eckhel erfahren, und kommt zu dem Resultate, dass dies neue Werk mindestens um die Hälfte umfangreicher als Eckhel werden müsste. Das Gutachten erwähnt alle Schwierigkeiten der Ausführung und die grossen Kosten, betont aber die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit eines derartigen Unternehmens. Es ist nicht festzustellen, wie weit die Verhandlungen geführt wurden, auch nicht von wem die Anfrage oder der Auftrag zu dem Promemoria erfolgte.

Im Jahre 1858 wurden wieder die k. Gesandtschaften vom Staatsministerium des k. Hauses und des Äussern angewiesen, von den verschiedenen Medaillen, welche die zur Zeit regierenden Fürsten, an deren Hofe sie beglaubigt sind, schlagen liessen und auch fernerhin regelmässig von den künftig erscheinenden, wenigstens von solchen, die entweder in künstlerischer oder historischer Beziehung ein besonderes Interesse darbieten, je ein Exemplar in Bronze, desgleichen von den verschiedenen Kurrentmünzen, welche zur Zeit in den bezüglichen Ländern in Umlauf sind und auch fernerhin von den neu auszugebenden, so oft mit denselben eine wesentliche Änderung vorgenommen wird, je ein Exemplar in dem betreffenden Metalle für das k. Münz- und Medaillenkabinett anzuschaffen und einzusenden. So wurde dafür gesorgt, dass im Münzkabinett auch über das moderne Münzwesen und die moderne Medaillenkunst ein Überblick zu gewinnen ist.

Unter Ludwig II, dem kunstsinnigen König, hatte das Kabinett manche sehr günstige Gelegenheit, Lücken der Sammlung mit interessanten Erwerbungen auszufüllen. So wurden im Jahre 1876 drei schöne italienische Medaillen erworben: Ludwig von Gonzaga von Pisano, Nikolaus V von Guazzalotti, Julius Rovere von Sperandio; im Jahre 1877 ist erwähnenswert ein Bronzemedaillon von Smyrna und Milet des Antonius Pius, ein Tetradrachmon des Eukratides von Baktrien, eine Cornelia Supera in Silber, Alexander Tyrannus in Bronze, Anicius Olybrius in Gold.

Im Jahre 1879 wurde eine prächtige Silbermünze von Änus mit Silenmaske und das interessante Tetradrachmon des Antigonos II Doson mit dem amykläischen Apoll erworben, ferner schöne Goldmünzen der gens Servilia, Cestia, Vibia und Claudia, eine ausserordentlich seltene silberne Medaille der Mechtilde, Tochter Wilhelm IV, vermählt mit Philipp von Baden, von 1534, ein Thaler (1620) und eine ovale Krönungsmedaille des Winterkönigs Friedrich V von der Pfalz, ein Doppelthaler des Max Heinrich von Köln 1657. Das Jahr 1880 brachte



König Ludwig II (von Scharff).

ein Unikum von Salzburg, ein Achtdukatenstück des Johann Jakob Khuen von Belasi und eine schöne Silbermünze von Mallos in Cilizien (früher nach Marion auf Zypern gelegt), ferner eine Goldmünze des Königs Kanerku von Baktrien und Indien, eine schöne Silbermünze von Akanthos, ferner die Funde von Billenhausen und Fetzelhofen, die ein ungewöhnlich reiches Bild des süddeutschen Münzwesens in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gewähren. Im Jahre 1881 wurde der überaus seltene Thaler des Jakob Fugger angekauft, eine schöne Medaille auf den Prediger Hedio in Strassburg,

der Schilling von Helfenstein 1567, der Goldgulden von Gerhard von Schwarzburg, Bischof von Würzburg. Das folgende Jahr verzeichnet mehr als zwanzig Tetradrachmen Alexander III, vier Tetradrachmen des Ptolemaeus Soter als Statthalter, der zum ersten Mal den Kopf Alexanders des Grossen zu geben versuchte. Es ist ein herrlicher Kopf mit Diadem, Ammonshorn und Elephantenfell. In diesem Jahre wurde ferner erworben eine Goldmünze von Kyrene und eine schöne Silbermünze von Theben, sowie von Praesos auf Kreta, endlich der sehr seltene Thaler von Kaufbeuren 1547 mit dem Spruch »Reddite quae sunt Caesaris Caesari u. s. w.« Im Jahre 1883 erhielten wir den halben Thaler von Jakob Fugger, eine schöne Reihe von Salzburger Münzen und Medaillen, einen sehr interessanten Münzenfund aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts von Dürrenmungenau und mehrere römische Familienmünzen. Das folgende Jahr verzeichnet unter den interessanteren Erwerbungen einige schöne und seltene italienische Münzen, darunter ein Soldo des Dogen Marino Falieri und hochinteressante päpstliche Münzen, so die kostbaren Denare Sergius III (904—911), Johann XI (931—936), Johann XIII (965—972) mit Kaiser Otto, Benedikt VI (972—974) mit Otto, Sergius IV (1009—1012), eine kleine Kupfermünze des Tribunen Cola di Rienzi (1347—1348) u. a. Im selben Jahre bereicherten wir unsere Sammlnng mit einer wundervollen Goldmedaille auf Friedrich Ludwig von der Pfalz 1585, mit einer Silbermedaille auf Grisbeck und einer Bleimedaille der Philipine Welser, mit dem hochseltenen Thaler des Bischofs Johann Konrad von Eichstätt 1603, einem schönen Denar der gens Minatia, einem Doppeldukaten von Paul III. Endlich brachte dieses fruchtbare Jahr eine Bronzemedaille von Malatesta und eine silberne Medaille auf Viglius von Zwichem, früher Rat Wilhelm IV von Bayern und Professor der Rechte in Ingolstadt, später Präsident des Rats in Brüssel. Im Jahre 1885 waren wir so glücklich, eine grosse Reihe von Kreuzfahrermünzen zu erwerben und damit diese etwas dürftige

Abteilung unseres Kabinetts trefflich auszustatten. Ferner bekamen wir eine schöne Silbermünze von Itanus auf Kreta, einen interessanten Fund von Münzen des 12. Jahrhunderts mit neuen Kaisertypen von Alfershausen in Mittelfranken, ein paar sehr seltene Goldmünzen von Bayern-Holland, den Doppelthaler von Fulda 1606, ein Sechsdukatenstück von Eichstätt 1596, eine grössere Zahl von Schweizer Dicken, den seltenen Thaler des Franz Ludwig von Neuburg von Trier 1722, einen Thaler von Kempten 1538 mit dem Spruch: Ich vermags Alles durch den der mich stärkt, eine Goldmedaille des Franz Wilhelm von Wartenberg, Bischof von Regensburg. Im selben Jahre wurden einige römische Goldmünzen bei Baggerungsarbeiten im Main bei Thüngersheim gefunden, von denen das Münzkabinett zwei sehr schöne von Gallienus und einen Quinar von Gold des Valerianus erwarb. Das Jahr 1886 brachte einen Denar des Papstes Anastasius III (911—913), einen des Benedikt VII mit Otto III, einen dreifachen Thaler von Augsburg 1625, einen Guldenthaler des Urban von Trenbach von Passau 1569, einen Thaler des Bischofs Georg von Pappenheim von Regensburg 1563, einen Goldgulden des Johann Kasimir von der Pfalz, einen Goldgulden des Jan von Baieren von St. Truien und einen schönen Goldgulden des Ludwig von der Pfalz mit moneta aurea W. Ausser der Erwerbung von diesen hervorragenden und seltenen Münzen und Medaillen wurden noch viele Lücken der Sammlung ausgefüllt, wobei das Hauptaugenmerk auf das Fürstenhaus, die bayerischen Städte und Bistümer, dann auch die antike Numismatik gerichtet blieb. Allerdings ist bei den geringen Mitteln, die zur Erwerbung zur Verfügung stehen, die ganze Umsicht der Leitung nötig, um erspriessliches zu leisten, und die kurze Aufzählung auch nur der hervorragendsten Stücke mag das Streben des Konservatoriums als ein soweit möglich von Erfolg gekröntes erscheinen lassen.

Im Jahre 1878 öffnete sich wieder eine Gelegenheit, die bayerischen und pfälzischen Reihen zu vermehren

und zwar in qualitativ ganz hervorragender Weise, indem die Erben des Numismatikers J. P. Beierlein dessen Sammlung zum Kauf anboten. Beierlein, der durch mehrere speziell bayerische numismatische Abhandlungen, insbesondere durch »die bayerischen Münzen des Hauses Wittelsbach vom Ende des XII. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts« in weitern Kreisen bekannt war, hatte während eines langen, glücklichen Lebens mit seltenem Geschick und Glück eine Sammlung bayerischer und pfälzischer Münzen und Medaillen angelegt, die besonders die Lücken des Münzkabinetts berücksichtigte und geradezu als eine Ergänzung der Staatssammlung bezeichnet werden konnte. Die Sammlung Beierlein umfasste circa 800 Stück, von denen drei Viertel dem Münzkabinett entweder ganz fehlten oder in minder gutem Zustand vorhanden waren. Der Metallwert betrug 900 Mark. Die Schätzung betrug über 6000 Mark. Diese Sammlung wurde von den Erben, welche die offenbare Tendenz des Verstorbenen auf Komplettierung der Staatssammlung voll würdigten, um 7000 Mark mit schönem Schrank angeboten und auf dringliches Gutachten des Konservators auch angekauft. In der Beierleinschen Sammlung waren weniger Schaustücke und effektvolle Prachtexemplare, aber eine grosse Reihe ausserordentlicher Seltenheiten in Münzen und Marken. Ich erwähne nur den unendlich raren halben Thaler Albert V von 1557, mehrere Guldenthaler desselben, einige Medaillen Maximilians und Max Emanuels und insbesondere eine grosse Reihe von seltenen älteren bayerischen Pfennigen. Von der Pfalz sei hervorgehoben eine prächtige Silbermedaille Ludwigs V von 1535, die sehr seltene Thalerklippe Wolfgangs von Zweibrücken und Neuburg von 1566, der halbe Thaler Georg Gustavs von Veldenz von 1596 und eine grosse Menge interessanter und seltener kleinerer Münzen der Pfalz aus allen Perioden. Ferner wurden der Sammlung noch eine Reihe von Medaillen, Marken und Jetons eingereiht von berühmten bayerischen Privatpersonen und bayerischen Orten, insbesondere Gnadenorten. Ausserdem wurde von Beierlein

noch ein überaus fleissig zusammengestelltes Manuskript erworben von sämtlichen Münzen und Medaillen des Gesamthauses Wittelsbach, dessen Drucklegung beabsichtigt ist, leider aber bis jetzt durch grössere und dringendere Arbeiten im Kabinette verzögert wurde.



Prinzregent Luitpold (von Aug. Holmberg).

Auch unser jetzt regierender allergnädigster Landesherr, Prinzregent Luitpold, hat bereits einige Male sein Allerhöchstes Interesse am Münzkabinett bethätigt durch Überweisung von Geschenken, von denen besonders erwähnens- und dankenswert eine sehr schöne Reihe von Bronzemedaillen auf schwedische Privatpersonen des vorigen und unsers Jahrhunderts, von Hedlinger

bis zur Gegenwart, ist, in welcher die Entwickelung der Medaillenkunst in Schweden klar zur Anschauung gelangt, und durch die eine Lücke der Sammlung in hervorragender Weise ausgefüllt wurde. Unter den Erwerbungen der beiden letzten Jahre sind besonders hervorzuheben eine schöne Reihe antiker Münzen, insbesondere ein herrlicher Elektronstater von Kyzikus und eine Goldmünze des Maximianus Herkules auf bayerischem (schwäbischem) Territorium gefunden, der ausserordentlich seltene und interessante Thaler des Grafen Ladislaus von Hag, eine technisch als Prägestück hervorragende, grosse Medaille auf Louis Philipp von Bovy, eine schöne silberne Medaille auf den Gelehrten Philipp Camerarius und eine Thalerklippe des Georg Gustav von der Pfalz vom Jahre 1593. Auch mehrere kleine, aber interessante Funde wurden erworben, was insbesondere der Ministerialentschliessung vom 28. Februar 1887 zu danken ist, wodurch die Kreisregierungen aufgefordert wurden, über alle Ausgrabungen, die in ihrem Gebiete unternommen würden, sowie über jeden zufälligen Fund von historischen oder Kunstgegenständen, insbesondere von jedem Münzfund, dem Staatsministerium Anzeige zu erstatten, damit dasselbe in der Lage sei, gegebenfalls zur Erhaltung von historischen und Kunstdenkmälern die erforderlichen Massnahmen zu treffen. Am besten wäre freilich, wenn sofort bei Bekanntwerden eines Fundes, was ja heutzutage alsbald in den Tagesblättern geschieht, ein Beamter des Kabinetts unverzüglich an Ort und Stelle sich verfügen würde, um durch rasches, sachgemässes Eingreifen eine Verschleuderung zu verhüten. Dazu wäre aber, um den geringen Etat des Kabinetts nicht zu sehr zu belasten, eine Berücksichtigung der idealen Interessen des Kabinetts vonseite der Leitung unsers Verkehrswesens nötig, die bis jetzt nicht zu erreichen war. Nicht um eventuelle Mehrung der materiellen Schätze handelt es sich, sondern um die Erhaltung einer historischen Quelle, die ja jeder Münzfund mehr oder minder ist, und die hierdurch mögliche Erweiterung unseres Blickes in die Geschichte unsers Vaterlandes und unsrer Kultur.

Die Geschichte des Münzkabinettes ist, wie aus dem gesagten hervorgeht, eine Geschichte des hohen Kunstsinnes der Wittelsbacher, die seit mehr als drei Jahrhunderten eine in grossartiger Weise gegründete Sammlung ununterbrochen je nach Gunst der Zeiten mit mehr oder minderem Aufwand in erster Reihe unter den gleichartigen Sammlungen Europas behauptet haben. Mögen auch die Kammern des Landes, wenn die Quellen des Wohlstandes reichlicher fliessen, der Sammlung eingedenk sein, die eine unendliche Fülle an künstlerischem und historischem Material enthält, wodurch die Geschichte erst Leben und Wärme gewinnt, das die Vaterlandsliebe zu wecken und zu fördern geeignet ist, einer Sammlung, die auch imstande ist, wie einer der ersten Sammler, König Alfons von Aragonien und Neapel sagte, den Beschauer zur Tapferkeit und Ehrliebe zu ermuntern.

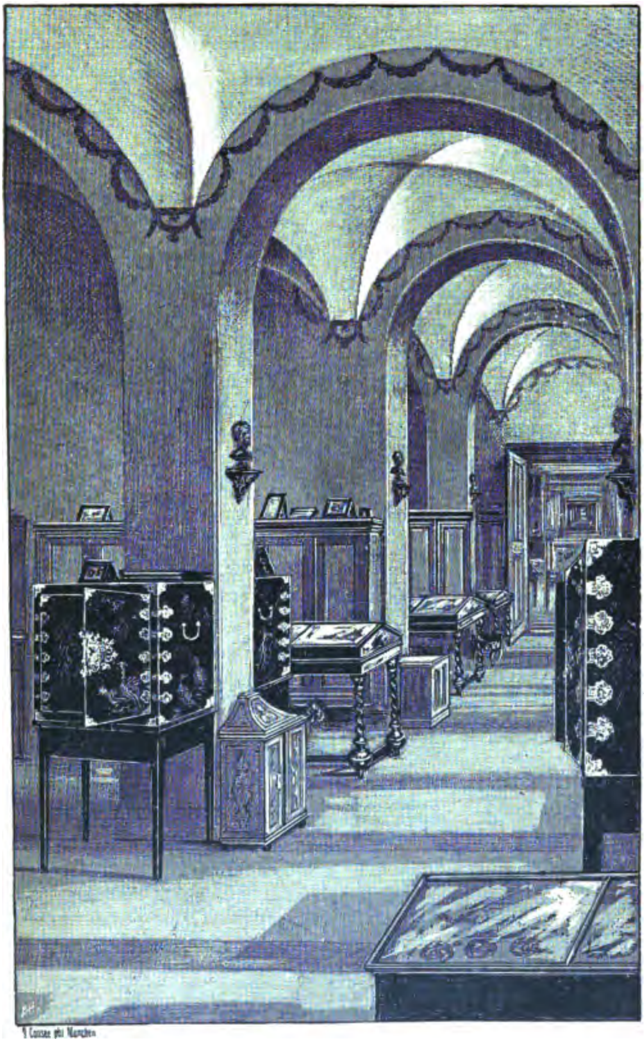
ANHANG.

Übersicht über die Schautische des K. Münzkabinetts.

DAS k. Münzkabinett besteht aus drei Arbeitszimmern mit den numismatischen Hilfsmitteln und einer reichhaltigen Fachbibliothek etc. und aus der eigentlichen Sammlung, welche in einem grösseren Saal mit Deckenwölbungen und Pfeilern und einem kleineren, daranstossenden Zimmer untergebracht ist.

Die Hauptmasse der Münzen und Medaillen liegt in den Schränken, zum teil kostbaren alten japanesischen Lackschränken; ausser diesen befinden sich in der Sammlung fünf Schautische, auf welchen — im Interesse eines Gesamtüberblicks für den Besucher — eine Fülle der schönsten, seltensten oder merkwürdigsten Stücke unter Glasdeckung zur Schau ausliegen. Die beiden ersten Schautische enthalten hauptsächlich Münzen, von den ersten Anfängen der Prägung bis zum Beginn der sog. »Thalerperiode«; die beiden folgenden Medaillen; der fünfte Tisch (im Nebenkabinett) Gemmen. Da die Gemmen hinsichtlich des Technischen mit den Münzen verwandt sind (was speziell für die Antike gilt), so schliesst sich die Gemmenkunde organisch der Münzwissenschaft an, ein Grund, warum hier, wie in Paris und Wien, beide Sammlungen miteinander verbunden worden sind.

Zur Orientierung für Besucher der Sammlung, besonders solche, die der Numismatik als Wissenschaft im ganzen ferner stehen, wollen wir hier eine gedrängte Übersicht des Besten und Sehenswertesten dieser Schautische geben.



II. Das Innere des k. Münzkabinetts.

Wir beginnen natürlich mit dem der Eingangsthüre zunächst stehenden Tische, wobei wir als Vorderseite die der genannten Thüre zugekehrte bezeichnen.

Schautisch I.

Derselbe enthält die griechischen Münzen im weiteren Sinne des Wortes, d. h. ausser denen des eigentlichen Griechenlands die der Kolonien, Kleinasiens, Siziliens, Grossgriechenlands, der Makedonier und Thrakier, der Diadochen und hellenistischen Dynasten und Staaten, und als Anhang die der Perser. Die Anordnung ist die nach dem »System Eckhel« d. h. die geographische, mit dem Ausgangspunkt im Westen (Fortschreitung nach Osten). Der Weg ist jenem, welchen die historische Entwickelung ging, teilweise gerade entgegengesetzt.

Vorderseite.

Linkes Feld: Hier sehen wir Münzen des griechischen Unteritaliens (sog. »Grossgriechenland«). Durch den Charakter ihrer Prägung stehen zwischen den übrigen griechischen Münzen ganz isoliert da die Münzen von Sybaris, Metapont und Kaulonia (Zeile 1 u. 2); sie zeigen auf der Rückseite den Typus der Vorderseite und zwar vertieft, negativ, aber mit einem eigenen, zweiten Stempel geschlagen, also nicht so, dass das positive Bild der Vorderseite von rückwärts herausgetrieben wäre, was auch bei der Dicke der Münzen unmöglich wäre. — Eine äusserst zierliche und graziöse Hirschfigur weist die Münze von Posidonia (Z. 2) auf. Durch schönen und feinen Stempel ragen die Brettier-Münzen hervor (Z. 4). Bei den Münzen von Tarent finden wir einen grossen Reichtum von Reitertypen (Z. 4 u. 5). Sehr stilvoll ist der Löwe auf einer Münze von Heraklea (Z. 5).

Mittleres Feld: führt uns nach Sizilien. Hier erreichte die antike Münzprägekunst ihren Höhepunkt. Ein wahres Prachtstück unserer Sammlung, dem nur das Londoner und Pariser Kabinett ein ähnliches an die Seite zu setzen vermag, ist das silberne oben abgebildete Zehndrachmen-

stück von Agrigent. Die künstlerisch wertvollere Seite, mit dem fein und geschmackvoll ausgeführten Viergespann liegt dem Beschauer zugekehrt. — Auf die Hähne der Münzen von Himera (Z. 3) weisen wir wegen des zierlichen Details der Ausführung hin. Schön verfolgen lassen sich die Phasen künstlerischer Entwickelung vom archaischen bis zum freien Stil bei dem bärtigen Dionysoskopfe der Münzen von Naxos (Z. 4), die auch wegen der sorgfältig durchgearbeiteten Figur des sitzenden Silen auf der Rückseite besondere Erwähnung verdienen. Eine noch grossartigere, kunsthistorisch hochinteressante, chronologische Reihe zeigen uns die Silbermünzen von Syrakus (Z. 6 u. 7), mit dem Kopf der Arethusa auf der Vorderseite und dem Viergespann auf dem Revers: welch eine Entwicklung von den steif und plump gearbeiteten archaischen zu den technisch schon sehr zierlichen, aber künstlerisch noch ganz gebundenen Stücken, und von da weiter bis zu jener Höhe künstlerischer Technik und Eleganz, die wir jetzt noch als unübertrefflich anstaunen! Unter den Kupfermünzen von Syrakus sind die mit dem Zeuskopfe (Z. 6) wohl die vollendetsten. Das grosse, dicke Kupferstück von der sizilischen Insel Lipara (links unten) ist ein vereinzeltes Beispiel der schweren Kupferwährung, wie sie im nationalen Verkehr in Mittelitalien üblich war.

Rechtes Feld: Nord-, Mittel-, Süd-Hellas, nebst den zunächst dazu gehörigen Inseln Euböa, Kreta.

Nach der alten Tradition nahm die griechische Prägung von der Insel Ägina ihren Ausgangspunkt; in den altertümlichen Münzen dieser Insel (Z. 5) haben wir also die ältesten Stücke griechischer Münztechnik zu sehen. Diese Stücke tragen auf der Vorderseite die Schildkröte, das »Wappen« der Insel, auf der Rückseite das sog. Quadratum incusum, d. h. ein viereckiges, durch einfache Linien geteiltes, vertieftes Feld. — Bei den athenischen Münzen (Z. 5) wird es auffallen, dass sie an künstlerischer und technischer Ausführung weit hinter den besten übrigen, besonders hinter den sizilischen Münzen zurückstehen.

Man sollte meinen, Athen, der Brennpunkt aller künstlerischen Bestrebungen des Griechentums, würde den besten hierin mindestens ebenbürtig sein! Diesen auffallenden Kontrast erklärt man aus der Bevorzugung der athenischen Münze als Handelsmünze. Athen blieb, sagt man, bei dem Typus seiner Münzen, mit welchen es seinen guten Kredit auf dem Weltmarkt errungen, stehen, um nicht durch Neuerungen in der äussern Form misstrauisch gegen den Gehalt der Münze zu machen; (in ähnlicher Weise prägt man jetzt noch für manche orientalische Völker Maria-Theresien-Thaler, weil dieselben jeder neuern Münze misstrauisch begegnen). — Besondere Hervorhebung verdient das athenische Kupferstück (gleiche Reihe, rechts), welches uns eine weibliche Gestalt mit Szepter, die ein Kind mit einem Füllhorn auf dem Arme trägt, zeigt. Diese Münze war es, welche eine kunsthistorische Bestimmung und Benennung der fragmentarisch erhaltenen, herrlichen Gruppe in der k. Glyptothek ermöglichte, die man jetzt allgemein als »Eirene mit dem Plutoskinde« bezeichnet. Ebenfalls durch Wiedergabe eines antiken Bildwerkes — hier eines verloren gegangenen — ist von Wert die lakedaimonische Münze des Antigonos Doson (zweitunterste Reihe, rechts) mit der (Kolossal-)Statue des Apollon von Amyklae. Vollendete Schönheit des Schnittes, feinsten Geschmack der Formgebung und eine Erhaltung, der mehr als zwei Jahrtausende nicht den geringsten Abbruch gethan zu haben scheinen, sehen wir in der Silberdrachme von Pheneos (in Arkadien) vereinigt (unterste Reihe No. 6 links); dieselbe trägt auf der Vorderseite einen Demeterkopf, die (nach oben gekehrte) Rückseite zeigt Hermes, den jungen Heros Arkas auf dem Arme tragend. Von ähnlicher Schönheit und Erhaltung ist eine Münze von Knossos auf Kreta, auch durch die Darstellung des »Labyrinths« interessant; die Vorderseite dieser Münze zeigt einen bediademten Herakopf (letzte Zeile). Als drittes Stück reiht sich diesen beiden würdig an die Seite die Münze von Epidauros mit dem sitzenden Asklepios, dem

4*

Stadtheros (Z. 7). Noch erwähnen wir von Stücken älteren Stiles die »nordgriechischen« Münzen auf der ersten Zeile, mit ihrer breiten Stilisierung, sowie eine arkadische Münze (letzte Zeile links) mit der Darstellung des olympischen Zeus.

Rückseite.

Linkes Feld: enthält die Münzen hellenischer Dynasten in Europa (sizilische, thrakische, makedonische Fürsten). Auf der ersten Zeile sehen wir Silbermünzen des kühnen, durch seine Kämpfe mit den Karthagern bekannten Agathokles von Syrakus; daneben fein geschnittene Goldmünzen Hiketas II. mit dem aus den Silbermünzen von Syrakus schon bekannten Arethusa-Typus. Durch Schönheit und gute Erhaltung ragt hervor die stattliche Serie der Münzen des Königs Lysimachus von Thrakien (Z. 3). Hier haben wir die ersten Typen der Münzprägung in der Zeit nach Alexander dem Grossen; in dieser Zeit beginnt die Kopfseite der Münzen das Porträt des Fürsten (oder der Fürstin) statt des bisher üblichen Götter- oder Heroenkopfes zu tragen; es hängt diese Erscheinung mit der Vergötterung der Fürsten zusammen, die orientalischen Ursprungs ist und bekanntlich zuerst von Alexander dem Grossen als Perserkönig für sich in Anspruch genommen wurde. Die Münzen des Lysimachus tragen nach einer wahrscheinlichen Annahme nicht das Porträt dieses Fürsten selbst, sondern das Alexanders des Grossen. Mit der vierten Reihe beginnen die makedonischen Könige. Ewig denkwürdig in der Geschichte ist das Gold König Philipps II., jenes Gold, das mächtiger war, als der unerschütterliche Patriotismus und die glühende Beredtsamkeit eines Demosthenes, das die Grundfesten der hellenischen Staaten durch Bestechung der hervorragendsten Staatsmänner unterwühlte und dem ehrgeizigen Philipp den Weg zur Unterwerfung Griechenlands ebnete (Z. 4); die Stücke tragen auf der Vorderseite einen Apollokopf, auf der Rückseite ein Zweigespann. Die Silbermünzen Alexanders des Grossen (Z. 5) weisen

nicht sein Porträt auf (s. o.), sondern den Kopf des unbärtigen Herakles mit Löwenfell, der aber wohl den Gesichtszügen des Königs bis zu einem gewissen Grade angenähert ist. Auf der Rückseite befindet sich bei den grösseren Münzen überall der thronende Zeus, bei den kleineren auch der Adler des Zeus allein. Zeile 6 u. 7 enthalten die Nachfolger Alexanders (Diadochen) in Makedonien, Griechenland und Epirus. Die Münzen des Königs Antigonos, sowie diejenigen seines Sohnes Demetrius Poliorketes zeigen auf der Rückseite eine auffallende, künstliche Altertümlichkeit, ein »Archaisieren,« wie es gewöhnlich das Symptom einer Kunst ist, die ihren Höhepunkt schon überschritten hat. Von gleichem Charakter sind die Münzen des durch seinen Krieg gegen Rom bekannten Königs Pyrrhus von Epirus.

Das mittlere Feld führt uns nach Asien (wozu die längs der Küste liegenden Inseln gezählt werden) und zwar in die Zeiten ältester Münzprägekunst zurück, zu den Gold- und Elektronmünzen der vorderasiatischen Fürsten und Staaten. Das »Elektron« ist ein Silbergold, wie es vorzugsweise in den Flüssen Kleinasiens (dem Paktolos u. a.) gefunden wurde. Die Stücke zeigen auf der Vorderseite Köpfe oder Tiergestalten, die Rückseite weist vielfach noch das altertümliche Quadratum incusum auf. Historisch interessieren werden (Z. 6) besonders die Münzen (Gold- u. Elektronstatere) des wegen seines ungeheuern Reichtums sprichwörtlich gewordenen Königs Kroesus von Lydien. Die zwei untersten Zeilen enthalten wieder Silbermünzen von Städten und Landschaften meist jüngern Gepräges, aus Vorderasien u. s. w. Darunter heben wir zwei sogen. »Cistophoren« hervor. Es sind Münzen mit Darstellung eines schachtelartigen Gehäuses, aus dem sich eine Schlange empor hebt (Z. 7), ein sehr häufig wiederkehrender, kleinasiatischer Münztypus. Auf der untersten Zeile sind ein alter jüdischer Schekel, und daneben, als Schluss der Serie, die Silbermünzen der griechischen Kolonie Kyrene in Afrika zu nennen.

Rechtes Feld: die aussereuropäischen Dynasten (vor und nach Alexander). Könige von Pontos (Z. 1), von Karien und Kappadokien (Z. 2); hierunter Mausolus von Karien, der durch sein imposantes »Mausoleum« unsterblich geworden. Z. 3: Euagoras, der vom Redner Isokrates hochgefeierte König auf der Insel Cypern. Unter der Serie der Seleukiden, Fürsten von Syrien, (Z. 3—6) sind der Seleukus II und Achaeus, beide in Gold, Stücke von grösster Seltenheit. Antiochos III., (Z. 4) ist der von den Römern unter Führung des Scipio Asiatikus besiegte Fürst. An die Seleukiden schliesst sich Grossfürst Tigranes von Armenien, der dem Lukullus und Pompeius unterlag (Z. 6.) Ihm folgt die Reihe der Ptolomaeer, Fürsten von Aegypten (Z. 6 u. 7). Die Kleopatra (Z. 7) ist nicht die aus der Geschichte des Antonius bekannte. Das den Schluss der Reihe bildende Stück Ptolemaeus IX. gehört durch seine Grösse zu den Seltenheiten. Auf der untersten Reihe sehen wir alt- u. neupersische (baktrische) Münzen; die altpersischen Münzen sind die sog. »Dareiken,« benannt nach dem König Dareios, der sie zuerst prägen liess; sie gehören zu den ältesten Erzeugnissen der Münzkunst überhaupt.

Schautisch II

enthält die römischen und byzantinischen Münzen, die barbarischen Prägungen vor und aus der Zeit der Völkerwanderung und die Entwickelung des deutschen Münzwesens.

Vorderseite.

Linkes Feld: Altes römisches und mittelitalisches »Aes grave«.

Diese mächtigen Stücke bestehen aus Kupfer mit einer Beimischung von Blei und Zinn, und sind, wie schon der ganze Charakter der Oberfläche zeigt, gegossen, nicht geprägt. Sie dienten etwa von der Zeit des Decemvirats (450) bis zum ersten punischen Krieg (260 v. Chr.) als einzige Metallgeldwährung. Die grössten

dieser Stücke sind der As (d. h. ‚Eins‘), sog. Libral- oder Pfund-As, von dem als Teile die Hälfte (Semis), das Drittel (Triens), Viertel (Quadrans), Sechstel (Sextans) und Zwölftel (Uncia) gemünzt wurden. Auf den römischen Münzen ist der As durch den Doppelkopf des Janus und das Zeichen I, der Semis durch den Jupiter und S, der Triens durch die Minerva und ⁞, der Quadrans durch den Herkules und ⁝, der Sextans durch den Merkur und :, und die Uncia durch die Roma und einen Punkt kenntlich gemacht; auf der Rückseite tragen alle das Vorderteil einer Galeere und ebenfalls das Wertzeichen. Als um 260 die Silberprägung in Rom eingeführt wurde, sank der Fuss der alten Kupferwährung, erst auf ein Drittel des früheren Gewichts und so fort, immer tiefer, bis (um 200 v. Chr.) der neue As einem alten Zwölftel (Uncia) gleich war. Dies ist der sog. »Uncialfuss« der späteren römischen Republik (der zu Sullas Zeit nochmals vorübergehend reduziert wurde). Proben dieses Uncialfusses zeigt uns das mittlere Feld in No. 4 ff. Die Typen der Münzen sind noch die gleichen geblieben; der Stempel aber ist geprägt, das Relief ist flach geworden. — Nr. 1—3 sind Beispiele der republikanischen Silberwährung. 1 ist ein Denarius (d. h. Zehn-As-Stück) versehen mit dem Zeichen X̶ ; 2 ein Quinarius (= 5 As), bezeichnet mit V; 3 ein Sestertius mit IIS (= 2½ As). Diese Stücke zeigen auf der Vorderseite den Kopf der Roma mit Flügelhelm, auf der Rückseite die Dioskuren, als Schutzpatrone der Stadt Rom, zu Pferde, darunter ROMA. — Die übrigen Reihen dieses Feldes enthalten eine Auswahl meist jüngerer römischer Silbermünzen, die, mit flachem Relief, sich teilweise zu hoher, mehr technischer, als künstlerischer Vollendung erheben; es sind dies die sogenannten Familienmünzen (von ca. 140 v. Chr. ab geprägt), welche ihren eigentümlichen Namen davon haben, dass die Münzbeamten (tresviri monetales), meist Söhne altberühmter Geschlechter, auf denselben die Grossthaten ihrer Familie durch Darstellungen oder allegorische Andeutungen ver-

herrlichten. Geordnet werden diese Münzen, wie unser Schautisch zeigt, alphabetisch nach den einzelnen Geschlechtern, deren Vertreter sich auf den Münzen mit vollem Namen nennen.

Rechtes Feld: Münzwesen der römischen Kaiserzeit bis Marc Aurel (— 162 n. Chr.); die Glanzperiode römischer Münzprägung, die in den Juliern (Augustus — Nero) und den Antoninen (Antoninus Pius, Marcus Aurelius) ihren Höhepunkt erreicht. Die Stücke sind fast sämtlich mit der Kopfseite (welche das Porträt des Fürsten oder eines dem fürstlichen Hause nahe Verwandten trägt) nach oben gelegt, denn künstlerisch und technisch dominiert diese Seite durchaus, auf den Revers ist selten besondere künstlerische Sorgfalt verwandt.

Die Münzen Cäsars (Z. 1) bilden den Übergang zu den Kaisermünzen; sie sind teilweise schon mit seinem Porträtkopfe versehen, ein charakteristisches Merkmal für die monarchische Stellung Cäsars! Mit ihm beginnt auch die regelmässige Ausprägung römischer Goldmünzen (Aurei). Ein Aureus war ursprünglich = $^{1}/_{40}$ ℔ und repräsentierte den Wert von 100 Sestertii. Die Gold- und Silberprägung nahm der Kaiser für sich in Anspruch, die Kupferprägung war in Rom lange Zeit ein Recht des Senates. — Die Schönheit der Münzen des Augustus (Z. 1) verrät entschieden griechische Künstlerhand, ebenso die des M. Agrippa (Z. 2), seines Schwiegersohnes; hübsch ist das Profilbild der Antonia, Gemahlin des Drusus (Z. 2). Kaiser Neros Profil können wir auf den ausgelegten Münzen mehrere Altersstufen hindurch verfolgen (Z. 3). Durch seine vortreffliche Erhaltung zeichnet sich aus die grosse Kupfermünze des Kaisers Vitellius (Z. 3 rechts). Bei den Münzen des Titus begegnen wir einer Darstellung des von Vespasian begonnenen, unter ihm eingeweihten Kolosseums, soweit das enge, kleine Feld eben eine solche Darstellung zuliess. — Bei weitem das kostbarste Stück in jener Periode ist eine Kupfermünze des Hadrian (unterste Zeile, 6 von links), welche gleich sehr durch die Schönheit der Arbeit

wie durch ihre vorzügliche Erhaltung und durch den herrlichen dunkelgrünen Patinaüberzug sich auszeichnet. Ebenso ragen durch Schönheit und gute Erhaltung die Silber- und Kupferstücke des Antoninus Pius hervor.

Rückseite.

Linkes Feld. Kaisermünzen von L. Verus (Mitregenten Marc-Aurels) bis in die Zeit des Diokletian (ca. 300). In dieser Periode zeigt sich uns ein allmähliger Niedergang der römischen Münzprägekunst; der Stempel wird immer gröber, die Porträtähnlichkeit der Züge nimmt immer mehr ab bis zu einem alles nivellierenden Schematismus der Darstellung. Hand in Hand damit geht die Verschlechterung und Verfälschung der Silbermünzen bis zu dem sog. »Billon« (Blei mit geringem Silberzusatz, s. Z. 3, 4 u. s. w.) — In dieser Zeit des Niedergangs ragen durch gute Technik vereinzelt hervor die Münzen des Kaisers Postumus, von dem wir ein sehr gut erhaltenes Goldstück mit dem Kopf des Kaisers en face, auch durch seine Seltenheit von hohem Werte, sehen (drittletzte Zeile rechts). Wegen seiner Seltenheit und schönen Patina verdient auch noch der Diadumenian, Sohn des Kaisers Macrinus, der mit neun Jahren ermordet wurde (Z. 2), Erwähnung.

Mittleres Feld: veranschaulicht den vollständigen Untergang der alten Münzprägekunst und den Barbarismus der Byzantiner. Durch Schönheit der Ausführung steht ganz vereinzelt in dieser Periode die Kupfermünze Konstantins des Grossen (Z. 1 No. 5 v. rechts). Durch Grösse und Seltenheit hervorstechend sind die Silbermünze von Kaiser Konstans (Z. 2 erstes Stück) und die Goldstücke von Valens und Gratianus (gleiche Z., 3 u. 4 von rechts). Die zunehmende Verwilderung in der Prägung tritt uns in der weiteren Serie sehr anschaulich entgegen; mit Justin I und Justinian (Z. 4) haben wir schon den vollendeten Barbarismus. Die Symbole eines in Orthodoxie und Bigotterie erstarrten Christentums drängen sich daneben immer mehr vor. Auf den Münzen des Kaisers Johannes Zimiskes

(Z. 4 rechts) findet sich auf der Vorderseite ein Christusbild statt des Kaiserkopfes, auf der Rückseite die Θεοτόκος »Gottesgebärerin«, die Jungfrau Maria. Später erscheinen wieder die Kaiserbildnisse neben Heiligengestalten. Von diesen spätern Byzantinern werden besonders die Konkavmünzen der Angelus', Dukas' und Paläologen wegen ihrer eigentümlichen, schüsselartigen Form interessieren.

Als Anhang zu dieser Periode der Münzprägung enthalten die beiden untersten Zeilen des Feldes Barbarenmünzen, die teils der Völkerwanderungszeit angehören (gotische, fränkische, longobardische Münzen), teils in ältere Zeiten zurückreichen. Die Münzen der Völkerwanderungszeit sind im ganzen Nachbildungen der west- und oströmischen (byzantinischen) Münzen. Von den älteren Münzen verdienen die dicken gallischen schüsselförmigen Münzen besondere Erwähnung; es sind dieselben im Volke unter dem Namen «Regenbogenschüsselchen« bekannt.

Das rechte Feld führt uns vollständig ins Mittelalter hinüber und zwar in unser deutsches Vaterland. Es zeigt uns die Entwickelung des deutschen Münzwesens. In dem Schächtelchen oben liegen Denare Karls des Grossen, welche dadurch interessant sind, dass sie seinen Titel »Patricius Romanus« tragen, einen Titel, den Karl von seinem Vater Pipin (der ihn nach Besiegung des Longobardenkönigs angenommen) ererbt hatte, und der ihn als weltlichen Herrn in der Stadt Rom kennzeichnete. Die Denare Karls des Grossen und seiner Nachfolger eröffnen die Reihe der Münzen römischer und römisch-deutscher Kaiser. Die Stücke der fränkischen Kaiser sind »Halbbracteaten«, d. h. dünne, zweiseitig geprägte Silbermünzen. Mit Lothar II (Z. 3) beginnen die eigentlichen »Brakteaten«, ganz dünne, einseitig geprägte und mit einem positiven Stempel durchgeschlagene Silberblechblättchen; sie reichen bis in die Zeit Ludwigs des Bayern herein. Dazwischen reihen sich die Brakteaten einzelner Reichsstände nach Stämmen geordnet (Z. 4): schwäbische, sächsische,

thüringische, schweizer Brakteaten. Z. 5 und 6 enthält Pfennige des 13. und 14. Jahrhunderts und andere Münzen geistlicher und weltlicher Herrn (»Goldgulden« Friedrichs III. Erzbischofs von Köln). Die »Grossi« = Groschen (in der untern Zeile) haben den Namen von ihrer Dicke, eine Bezeichnung, deren Berechtigung man aus einem Vergleich mit den Silberblättchen der »Brakteaten« unmittelbar ersehen kann.



Herzog Wilhelm IV von Bayern
1511—1550.

Die folgende Periode des deutschen Münzwesens, die sog. »Thalerperiode« ist hier nicht berücksichtigt, weil eine engere Auswahl nicht leicht zu geben war und der Charakter der Stücke dieser Prägungsperiode ziemlich allgemein bekannt ist.

Schautisch III.

Derselbe ist hauptsächlich dem Andenken der Fürsten aus dem Wittelsbacher Hause gemidmet. Daneben enthält er Medaillen bayerischer Bischöfe und Äbte.

Vorderseite:

Fast die ganze Reihe dieser Medaillen von Fürsten aus dem Hause Wittelsbach besteht aus Prachtstücken und Seltenheiten ersten Ranges. Es würde viel zu weit führen, wollten wir alles Hervorragende einzeln anführen; wir beschränken uns auf Erwähnung einiger auch künstlerich besonders wertvoller Stücke. Zur Orientierung bemerken wir, dass die Vorderseite dieses Tisches nicht, wie die bisherigen, nach dem Glas in drei Teile geteilt ist, sondern in zwei gleiche Hälften zerfällt, deren linke die bayerischen und deren rechte die pfälzischen Wittelsbacher enthält.

Linke Seite:

Die Reihe eröffnet eine »goldene Bulle« Kaiser Ludwigs des Bayern. Mit Stück 3, Albrecht IV. (s. die Abbildung), befinden wir uns bereits auf dem Kunstboden der Renaissance; das Stück gehört künstlerisch gewiss zu den wertvollsten der Sammlung; ebenso No. 4. und 7. Wilhelm IV und Ludwig X, (gleichfalls abgebildet). Theodo, der Sohn Wilhelms IV, (No. 11 in der Reihe), ist eine hohe Seltenheit. Das Medaillon des Stifters der Münzsammlung, Albrecht V, oben in der Mitte des ganzen Feldes (an der Spitze unseres Bandes reproduziert), sticht nicht bloss durch seine Grösse hervor; auch die übrigen Medaillenbildnisse dieses Fürsten (Z. 1) sind fast sämtlich von hohem künstlerischen und numismatischen Wert. Das Medaillon von Wilhelm V. mit seiner Gemahlin, zur Erinnerung an die Erbauung der St. Michaelskirche (Z. 2 No. 7), ist eine grosse Seltenheit. Die Medaillen Albrechts von Leuchtenberg (Z. 3 Anfang) sind ebenso sehr durch Seltenheit wie durch Schönheit wertvoll. Eine stattliche Serie ist die der Medaillen von Kurfürst Maximilian I. (Z. 3) — Ferdinand Maria, Max Emmanuel (Z. 3 u. 4), Karl VII. der »römische Kaiser,« Maria Theresias unglücklicher Rival (Z. 4), Karl Theodor und seine Gemahlin, u. s. w. — alle sind sie mit Pracht- und Prunkstücken ersten Ranges würdig vertreten. Ein Unikum ist die — ziemlich geschmacklose — Goldmedaille, von König Max Joseph den Ständen zur Erinnerung an die Verleihung der Ver-



Herzog Albert IV der Weise von Bayern 1465—1508.

fassung gewidmet. Den Schluss der Serie bilden das jugendlich schöne Profilbild König Ludwigs II., und (s. o. Abbildung) unser Prinzregent mit männlichkräftigen und wohlwollenden Gesichtszügen.

Rechte Seite:

Die pfälzischen Wittelsbacher. No. 2 in der ersten Zeile: Ludwig V, gehört zu den schönsten Stücken der Sammlung. Die Serie der Medaillen von Ott Heinrich (Z. 1 u. 2) enthält wahrhafte Kunstwerke. Maria Jacoba zeichnet sich durch Seltenheit aus, Karl Ludwig (Z. 4 No. 2 und 3) durch Seltenheit und Schönheit der Arbeit. Nur mit Namen wollen wir noch auf Wolfgang von Zweibrücken, Johann Friedrich, Christian August, Adolf Johann und Gustav Samuel und auf Karl von Zweibrücken-Birkenfeld, den Ahnherrn unseres Königshauses, aufmerksam machen (Z. 4 und 5).



Herzog Ludwig X, Mitregent Wilhelm IV, 1516—1545.

Rückseite.

Diese zerfällt wieder in drei Felder.

Linkes Feld. Medaillen bayerischer Bischöfe. Auch fast durchgehends grosse Wertstücke. Bei Zeile 1 machen wir aufmerksam auf No. 2: Otto Truchsess, von Augsburg, No. 3: Veit, von Bamberg. No. 6 Johann Georg von Bamberg; rechts aussen: Franz von Bamberg. Z. 3 No. 2: Ernst von Bayern, als Administrator von Freising.

Mittleres Feld. Denk- oder Gnadenpfennige, hauptsächlich wittelsbachischer Fürsten; sie vertraten im sechzehnten und besonders siebenzehnten



Gnadenpfennig des Kurfürsten Ernst von Köln, Herzogs von Bayern 1583—1612.

Jahrhundert die Stelle der heutigen Orden; meist sind sie mit fein emaillierter Goldschmiedeornamentik eingefasst. Wir heben kein einzelnes Stück dieser Kollektion besonders hervor; es sind lauter Wertstücke ersten Ranges, drei derselben sind nebenstehend reproduziert.

Das rechte Feld enthält die Fortsetzung der bayerischen Bischöfe. Auf Zeile 2 sehen wir Medaillen des Julius Echter von Würzburg, des bekannten Gründers der dortigen Universität. Georg von Speier, Lorenz Bibra von Würzburg (Z. 1), Kanonikus Seins-



Gnadenpfennig Albert VI., des Leuchtenbergers.

heim von Würzburg (Z. 3) nennen wir als künstlerisch schöne Stücke zwischen der reichen Fülle guter Medaillen.

Schautisch IV.

Vorderseite:

Deutsche Medaillen, vorzüglich der Renaissancezeit.

Linkes Feld: Drei Medaillen des Goldschmieds Hans Reinhard (von welchem auch eine schöne Medaille Karl V. auf dem rechten Feld): 1. Drei-

faltigkeit (hohes, teils von der Grundfläche losgelöstes Relief), 2. Kreuzigung und 3. Sündenfall. Medaillen auf hervorragende Personen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts: links oben Huss (stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert), weiter unten eine schöne und seltene Melanchthon-Medaille; ein grosser Erasmus von Rotterdam in Bronze (ein kleiner silberner weiter oben rechts) Viglius Zuichemus (rechts) schönes Stück.



Gnadenpfennig der Herzogin Maria Anna, Witwe Kurfürst Max I.

Mittleres Feld: Privatpersonen des sechzehnten Jahrhunderts (Forts.). Von hohem künstlerischem Wert sind die Medaillons der Patriziersfrau Barbara Reihingin, des bayerischen Kanzlers Leonhart von Eck, des Ratsherrn Martinus Geuder von Nürnberg (alle drei übereinander in der Mitte des Feldes, obere Hälfte). Durch edle Form und feine Ausführung ragen ausserdem hervor die Cynthia Philena Span (links,

ziemlich weit unten), rechts oben in der zweiten Zeile ein Raimundus Fugger, Stifter der einen Hauptlinie der Fugger, daneben die Medaille auf Hedio, Prediger in Strassburg. Wegen ihres Materials verdienen besondere Erwähnung die Holzmedaille des Jakobus Tybinger (links Mitte) und die Specksteinmedaille des Caspar Seler (unten No. 3 von links). Noch machen wir auf die Bleimedaille des Ritters Kaspar Winzerer, der mit Kaiser Max I. im Turnier kämpfte (in der Mitte des Feldes Z. 2 v. u.) aufmerksam.

Das rechte Feld füllen Medaillen auf deutsche fürstliche Persönlichkeiten des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts. Links oben sehen wir Maria von Burgund, die Gemahlin des Kaisers Max I., diesem selbst begegnen wir im oberen Felde öfters. Besonders zahlreich und schön sind Karl V (darunter einer von dem bekannten Medailleur Reinhard) und sein Bruder und Nachfolger im Reich Ferdinand I. vertreten, teils einzeln, teils zusammen abgebildet. Die Medaille Kaiser Rudolf II. (links) ist von dem berühmten Medailleur Abondio. Von dem grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm findet sich in der Mitte des Feldes ein schönes Medaillon. Weiter unten sehen wir wieder sog. Gnadenpfenninge mit Emailarbeit von sächsischen und anderen Fürsten. Der Markgraf Bernhard von Baden (Z. 2. v. u. rechts) ist künstlerisch wertvoll, desgleichen die Medaille des Johann Wilhelm von Jülich (links unten).

Rückseite.

Sie veranschaulicht uns die Medaillenkunst der ausserdeutschen Kulturländer.

Linkes Feld: Spanische, englische und französische Arbeiten. Es sind fast durchgehends Stücke von hohem numismatischen oder künstlerischen Wert. Ein Unikum ist das Stück oben links, eine Medaille der Stadt Lyon von 1494, auf die Ankunft der Anna von Bretagne mit dem Dauphin geprägt. Im übrigen werden für die Mehrzahl der Besucher der

Sammlung diese Medaillen hauptsächlich ein historisches Interesse haben, d. h. als Porträtdarstellungen historischer Persönlichkeiten. Von diesem Gesichtspunkte aus heben wir einige derselben hervor. Da sehen wir oben links ein Bild Ludwigs XI, des Gründers des französischen Einheitsstaates und Gegners Karls des Kühnen von Burgund, daneben ein grosses Bleimedaillon des Königs Franz I von Frankreich, des Gegners Karl V. In der Mitte des Feldes (untere Hälfte) stechen durch Eleganz der Arbeit Philipp II von Spanien und daneben seine Gemahlin Maria, die Katholische, von England hervor; darunter sehen wir die grosse Gegnerin Philipps, Elisabeth von England, in reichem Schmuck. In der untersten Zeile ist der bärtige Mann (No. 2 v. links), der vielgehasste und gefürchtete Herzog Alba. Daneben links sehen wir Margareta von Parma, seine Vorgängerin in der Regentschaft der Niederlande. Heinrich IV von Navarra, den Begründer der bourbonischen Dynastie in Frankreich finden wir auf einer schwungvollen Silbermedaille (Z. 4 v. o., v. rechts zweites Stück). Ausser diesen Stücken verdienen ihrer Schönheit wegen noch Erwähnung die Maria de Medicis, Gemahlin Heinrich IV. (Z. 3 v. o. No. 3 v. rechts) und der Lavalette, Feldherr Heinrich IV (Z. 2 v. o. No. 3).

Mittleres Feld: Medaillen italienischer Arbeit aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Die Stücke zumal des 15. Jahrhunderts sind gross und markant in der Ausführung, durch scharfe, individuelle Charakteristik wertvoll. Z. 3 rechts aussen ist ein Savonarola von einem unbekannten Florentiner Künstler. Wertvoll eine einseitige, viereckige Plaquette Herkules II. von Este in Bronze (Mitte des Feldes). Der erste und zugleich auch der bedeutendste Medaillenkünstler des 15. Jahrhunderts ist Vittore Pisano, auch als Maler bekannt, der sich auf den Medaillen als »Pisanus Pictor« angiebt. Von ihm liegen fünf wertvolle Stücke aus: 1. links oben von der genannten Plaquette des Herkules von Este das

grosse Medaillon des Sigismundus Pandulfus Malatesta (Kopf ohne Bedeckung nach rechts); 2. darunter: Philippus Maria Anglus, Herzog von Mailand etc. (Kopf nach links); 3. gegenüber von dieser Medaille, rechts: Ludovicus von Gonzaga; 4. links von den beiden erstgenannten Stücken: Victorinus Feltrensis, ein Bologneser Gelehrter; 5. links unten im Feld Don Jnigo de Davalos mit verhältnismässig flachem Relief (Kopf nach rechts mit turbanartigem Hut). — Von anderen Medailleuren des 15. Jahrhunderts nennen wir nur noch Matteo de' Pasti, vielleicht Schüler Pisanos, von welchem die übrigen Porträts Sigismondo Malatestas, sowie seiner Gemahlin Isotta (s. oberste Reihe), und Sperandio, von dem u. a. die Medaillen des Herzogs Franz Sforza von Mailand en face und des Andreas Bentivolus sind.

Rechtes Feld. Enthält gleichfalls italienische Medaillen, vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert. Unter den Medailleuren des sechzehnten Jahrhunderts ist seinem Namen nach der berühmteste der vielseitige Benvenuto Cellini aus Florenz. Von ihm stammt das Bildnis des Kardinals Pietro Bembo (links unten) und das des Papstes Klemens VII. (Brustbild mit reichem Ornat und Käppchen, nach links, auf der rechten Seite des Feldes in halber Höhel.) Auch der Alexander von Medici (unten rechts; blosser Kopf mit gewelltem Haar, nach rechts) wird ihm zugeschrieben. — Ausser diesen Medaillen seien noch die feine mit dem Kopf Michel Angelos (links unten) und die der Vittoria Colonna, seiner Freundin, hervorgehoben; feine Arbeiten sind auch der Hippolyt von Este und der Alexander Farnese, beide Kardinäle; durch grossen Realismus und Eingehen ins Detail zeichnet sich der Cosmus von Medici (rechts aussen) aus.

Schautisch V

enthält Gemmen: diese sind teils sog. »Intaglien«, d. h. negative Petschaftbilder zum abdrücken in Wachs

und Siegellack, teils »Kameen« d. h. mit positivem Relief geschnittene Steine und Muscheln.

Vorderseite.

Diese enthält bloss Intaglios, in vier Felder geteilt. Moderne Nachahmungen sind von antiken Stücken in manchen Fällen kaum zu scheiden; die Stücke sind daher nur nach den dargestellten Gegenständen geordnet; am Schluss der Reihe finden sich ein paar altorientalische Arbeiten. Das Material ist hauptsächlich Onyx, Jaspis, Lapis Lazuli, Carneol, Chalcedon etc. Wir beginnen mit dem linken Feld und heben einzelnes hervor.

Erstes Feld: Z. I. No. 8. Zeus sitzend 9. Serapis. Z. III. Mehrere fein geschnittene Bildnisse der Athene. Z. V 2—5 Typen der sog. Diana von Versailles 6. Diana von Ephesus. Z. VII, 3: fein ausgeführter Neptun auf Onyx, Z. VII—IX mehrere geschmackvolle Venus- und Amoretten-Darstellungen.

Zweites Feld: Auf der ersten Zeile Darstellungen des Mars, auf der dritten des Helios, teilweise sehr schön. Asklepios u. Hygieia (Z. II 10) Bacchus. Auf den folgenden Zeilen Bacchanten, Faune, Panther, Thyrsus (VII. 2. 3). Auf Z. 8 u. 9 Victoriagestalten, zum Teil sehr zierlich, schreitend und auf Zwei- oder Viergespannen fahrend. Auf der untersten Zeile eine schöne Fortuna (No. 3).

Drittes Feld: Die oberste Reihe eröffnen fünf Carneolonyxstücke mit Fortunafiguren. Von den folgenden Darstellungen heben wir die Wölfin mit Romulus und Remus (Z. 3) und das Urteil des Paris (ebendort) hervor. Z. 4 enthält römische Kaiserporträts, Z. 7 Schauspielermasken.

Viertes Feld: zeigt uns Darstellungen von Tieren (wirklichen und phantastischen), Kultus- und Profan-Gegenständen, Symbolen u. s. w. Auf den beiden untersten Reihen finden sich babylonische und ägyptische Intaglios. Vorletzte Zeile links ein Scarabäus.

Rückseite

enthält vorzugsweise Kameen.

Erstes (linkes) Feld: Bacchische Szenen auf Onyx u. s. w. Nur teilweise antik. Von besonderm Werte sind die altchristlichen Intaglien und Kameen auf den untersten Reihen, hauptsächlich auf Concha (Muschel) geschnitten.

Zweites Feld. Antikisierende, teilweise wohl auch antike, und moderne Stücke: Silen auf dem Esel, nebst Bacchanten (Z. 2, No. 1). Leda mit dem Schwan (ebend. 3). Auf der 3. u. 4. Zeile sehen wir reizende Amoretten und Bacchanten-Gruppen, auf Z. 3 Darstellungen der Heldenthat des Horatius Cocles, der den andringenden Etruskern wehrt, während hinter ihm die Brücke abgebrochen wird. In den untern Reihen, die fast ausschliesslich neuere Sachen enthalten, begegnen wir mehreren wunderbar fein und sehr geschmackvoll gearbeiteten Köpfen. Vor allem verdient hier der Alexander der Grosse mit Ammonshörnern (nach dem aus den alten Münzen bekannten Typus gearbeitet) in achteckigem, mit Meergöttern geschmücktem Elfenbeinfeld, erwähnt zu werden; Geschmack und Feinheit der Ausführung verrät auch besonders der Frauenkopf mit Flechtennetz nach rechts (auf Z. 8, links) und ein weibliches Brustbild mit reichem Lockenhaar (links neben der Alexander-Kamee). Der Herakleskopf (auf ders. Zeile links) nach dem sog. farnesischen Herakles gearbeitet, zeigt exakte und kräftige Formengebung bei hohem Relief. Die Frauenbüsten in der Tracht des 16. Jh. (rechts) sind schön gearbeitet und geschmackvoll in den Raum komponiert.

Drittes Feld: Auf den obersten Zeilen viele Mohrenköpfe, unter Benützung der Farbenschattierungen des Onyx gearbeitet. Ein hübscher Frauenkopf ist der mit dem Epheukranz (Z. 7 rechts). Fein gearbeitet der Jüngling mit Priap (zweitunterste Zeile). Minutiös geschnittenes Paris-Urteil (daneben); Krieger mit Gefallenem auf der Schulter (Menelaos mit Patroklos?) künstlerisch schön. In den untersten Zeilen mehrere fein geschnittene und hübsche Köpfe.

Viertes Feld. Porträt-Gemmen, hauptsächlich des 16. — 18. Jahrhunderts. Es sind grösstenteils wertvolle Stücke, sie verdienen durchweg namentlich aufgezählt zu werden.

Z. I. 1. Ferdinand II. 2. Herzog Wilhelm von Jülich Cleve Berg. 3. Z. 8 Philipp II von Spanien.

Z. II. 3. Heinrich IV v. Frankreich (weiss auf blauem Grund). 4. Anna von Frankreich, Gemahlin Ludwigs XIII (Lapis Lazuli). 5. Heinrich IV. 6. Heinrich III v. Frankreich. 7. Barbara v. Polen (mit gold. Halskette).

Z. III. 1. 2. Bernhard v. Sachsen. 3. Ferdinand III röm. Kaiser (in Emailfassung mit Granaten). 4. Graf u. Gräfin Mansfeld, nebst St. Georg (auf Chalcedon). 5. Prachtstück: Friedrich V v. d. Pfalz, böhmischer König (Intaglio auf Krystall). 6. 7. Kurfürst Max I von Bayern und seine Gemahlin Maria Anna.

Z. IV. Eine Reihe sehr zierlich geschnittener Köpfchen, auf Concha, mit silberner Filigraneinfassung: Phantasie- und Porträtbilder habsburgischer Kaiser (Rudolf, Albrecht, die Maximiliane, Ferdinande u. s. w.).

Z. V. 2. Gustav Adolf zu Pferd. 3. 4. Der unglückliche König Karl I von England. 6. 7. Sein Gegner Oliver Cromwell. 9. Gustav Adolf (auf blauer Paste).

Z. VI. 1. Max III Joseph, Kurfürst von Bayern. 2. Karl Theodor, sein Nachfolger. 3. 4. Der Dauphin Louis, Sohn Ludwigs XIV, mit seiner Gemahlin Maria Anna Christina, Tochter Ferdinand Marias von Bayern. 5. Kaiser Karl VII (Karneol). 6. Kurfürst Max Emanuel (Glaspaste). 7. 8. Intaglios zu 3 u. 4. — 9. 10 nicht sicher zu bestimmen.

Z. VII. 1. 2. Pius VI. 3. Kurfürst Karl Theodor. 4. Dante. 5. Ariosto. 6. 7. Tasso. 8. Friedrich August von Sachsen. 9. Friedrich der Grosse; schöner Intaglio. 10. Fürst-Primas Dalberg.

Anmerkungen.

1) Franz Ign. v. Streber, Versuch einer Geschichte des k. Münzkabinetts in München. Denkschriften der k. Akademie der Wissensch. 1807. — Fortsetzung der Geschichte des k. Münzkabinetts. Denkschriften 1814 u. 1815. — Zweite Fortsetzung der Geschichte des k. Münzkabinetts. Denkschriften 1818, 1819 u. 1820.

2) Notice sur le Cabinet monetaire de S. A. le Prince de Ligne par C. P. Serrure. Gand 1847 Introduction p. 10.

3) Denkschriften der k. b. Akademie der Wissenschaften. 1864. X, 2. (Abhandlungen der philos. Klasse.)

4) Vertraulicher Briefwechsel des Cardinals Otto Truchsess von Waldburg, Bischofs von Augsburg, mit Albrecht V, Herzog von Bayern 1568—1573 von Dr. Fr. Wimmer Augsburg 1851 aus Steichele, Beiträge zur Geschichte des Bisthums Augsburg II.

5) Mederers Annales Academiae Ingolstadensis III. p. 9.

6) Epistola dedicatoria, Manuskript in der k. Staatsbibliothek.

7) Über einige seltene und unbekannte Schaumünzen Herzog Albert V. von Bayern. München 1814.

8) Im k. Kreisarchiv München cf. Kull, Studien zur Geschichte der Münzen und Medaillen der Könige von Bayern in den Mitteilungen der bayer. numism. Gesellschaft IV, 1885, p. 72.

9) Cf. Peter Candid von Dr. Rée.

10) Rede zum Andenken an Ignatz von Streber gelesen in der öff. Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1843 von Dr. Franz Streber.

11) Ludwig I, König von Bayern von Karl Theodor Heigel, Leipzig 1872 p. 121.

Verzeichnis der Abbildungen.